# Nationalität — Race (Slavismus — Panslavismus).

Vom Reichsrathsabgeordneten **Josef Popowski.**

Krakau.

In einem offenen Briefe vom 7. April 1867 an Dr. Szujzki schrieb Dr. Florjan Ziemialkowski, der bald nachher Präses des Polenclubs und später Minister für Galizien wurde, Folgendes:

„Wir sind Polen; dem Slaventhume haben wir den Abschied gegeben, seit wir aus demselben hervorgetreten sind. Das polnische Volk kennt die Benennung ‚Slave‘ nicht. Sowohl die Geschichte als auch die Zeitgenossen kennen uns nur unter dem Namen ‚Polen‘. Als wir in Europa nach den unglücklichen Kämpfen von 1831 und 1863 Zufluchtsstätten suchten, wurden wir von gänzlich Fremden mit offenen Armen aufgenommen, weil wir mit warmen polnischen Herzen kamen, weil Polens Verdienste Verdienste um die Menschheit waren. Der Masure, der Lithauer, der Ukraïner zogen erhobenen Hauptes durch Europa und fanden überall Mitgefühl; keineswegs aber als Slaven, sondern als Polen. Dies war der Name, der die Herzen bezauberte und gefangen nahm. Halten wir daher an diesem theueren Namen fest mit der Ausschließlichkeit einer eifersüchtigen Liebe und verzichten wir auch nicht einen Augenblick auf unser Polenthum, um nach Illusionen zu fischen.“ Im Maihefte der polnischen Revue „Przeglad Polski“ vom Jahre 1867 erklärte der berühmte polnische Historiker Dr. Szujzki, dass auch er auf dem Boden der nationalen Politik stehe. Dieser Standpunkt wurde auch von mir vertreten, als ich am 27. Juni 1891 im Reichsrathe erklärte: „Wir müssen an unserer nationalen Individualität festhalten, für unsere Nation geben wir Leben und Vermögen.“

Nun glauben wir, dass es zeitgemäß ist, die Begriffe „Nationalität" und „Race" etwas näher zu beleuchten, weil aus der darüber herrschenden Begriffsverwirrung viel politisches Capital geschlagen wird.

## Nationalität.

„Es herrscht darüber keine Meinungsverschiedenheit," sagt Dr. Gumplowicz in seinem vorzüglichen Werke: „Das Recht der Nationalitäten und Sprachen in Österreich-Ungarn", dass die Berücksichtigung der Nationalität im öffentlichen Rechtsleben, das sogenannte Nationalitätsprincip, eine ganz neue, dem 19. Jahrhundert angehörige politische Idee ist. Im mittelalterlichen Staat hat weder die Idee der ‚Nationalität', noch die der ‚Muttersprache' eine erhebliche Rolle gespielt." Im frühesten Mittelalter sehen wir, wie die verschiedensten Stämme, deren Ursprung uns undurchdringlicher Nebel vorhistorischer Zeiten verhüllt, deren Verschiedenartigkeit uns die Geschichte feststellt und keine spätere Staats- und Spracheinheit verhüllen kann, in einem harten, verzweiflungsvollen Kampf um die Herrschaft zu Organisationen dieser Herrschaft, die wir Staaten nennen, gelangen. Dann beginnt die weitere mühevolle Arbeit der staatlichen Entwicklung, deren Ziel und Aufgabe der Mensch in seinem Dünkel immer zu kennen glaubt, die wir jedoch immer nur von unserer jeweiligen sittlichen Entwicklungsstufe aus beurtheilen, die aber thatsächlich mit unserer staatlichen Entwicklung sich immer entfernen und wachsen, ähnlich wie das vor unseren Augen cheinbar sich senkende Himmelsgewölbe bei unserer Annäherung flieht.

Wenn wir diese staatliche Entwicklung in jahrhundertelangem Gange beobachten, so bemerken wir die stete Zunahme der geistigen Gemeinschaft der ursprünglich verschiedenen und fremdartigen gesellschaftlichen Elemente. „Das erwachende Bewusstsein dieser geistigen Gemeinschaft," sagt Dr. Gumplowicz, „weckt ein Gefühl der Zusammengehörigkeit, das wie jedes andere die Menschen verbindende Gefühl gesellschaftlicher Zusammengehörigkeit schon an und für sich ein dieselben erhebendes und veredelndes ist. Dieses Gefühl nennen wir ‚Nationalitätsgefühl', und dasselbe besitzt die seltsame Eigenschaft, dass es, einem Zauberspiegel gleich, all die bittere Wahrheit der Geschichte in glänzenden Farben der Dichtung wiederspiegelt und den Menschen oft für die herbe Wirklichkeit durch wundervolle Poesie entschädigt."

Es ist nun klar, dass die Idee der Nationalität nur da auftauchen konnte, wo erstens die geschichtliche Entwicklung des Staates und Volkes bis zu einer hohen Stufe der geistigen Gemeinschaft gediehen

war, und wo zweitens ein äußerlicher Anlass, und zwar ein fremder antinationaler Gegensatz, das Bewusstsein dieser nationalen Gemeinsamkeit weckte. „Diese geschichtlichen Voraussetzungen des Nationalitätsgefühles waren zu Ende des vorigen Jahrhunderts in den meisten Staaten West- und Mittel-Europas eingetreten; den äußerlichen Anlass, der dieses Bewusstsein weckte, gab in Deutschland die französische Invasion und Fremdherrschaft, in Polen die Theilung Polens und die russische Bedrückung. Das waren die zwei europäischen Nationen, die die Idee der Nationalität zuerst proclamierten, dem Nationalitätsgefühl zuerst in großen geschichtlichen Thatsachen Ausdruck verliehen."

Das deutsche Nationalitätsbewusstsein erwuchs unter französischem Joche. Im Jahre 1810 hielt Heeren einen Vortrag „über Erhaltung der Nationalität besiegter Völker". Der von Napoleon in Acht erklärte Freiherr v. Stein war der erste Vertreter der Nationalitätsidee unter den Staatsmännern. Arndt verfocht diese Idee auf dem Felde der Publicistik und der Poesie und Fichte in seinen „Reden an die deutsche Nation". Den Ideen folgten bald die Thatsachen, und der Befreiungskrieg von 1812 und 1813 war die erste politische That der in Deutschland immer mächtiger anwachsenden, alle Geister mit sich fortreißenden Strömung.

Die Polen hingegen schlossen sich den Franzosen an und bald nach der Niederwerfung des Aufstandes von 1794 bildeten sie die ersten polnischen Legionen unter der Fahne der französischen Republik. Die immer zahlreicheren polnischen Legionen blieben dem siegreichen General der Republik treu, der später erster Consul und endlich Kaiser der Franzosen wurde; und man kann ohne Übertreibung sagen: im Lager der Legionisten war Polen. Das Lied der Legionisten wurde überall, wo Polen lebten, mit Begeisterung gesungen, und die patriotische Jugend des Landes verließ in Massen ihre Heimat, um in die polnischen Legionen einzutreten. Neben dem großen Franzosenkaiser, dem Gründer des Fürstenthums Warschau, welches die erste Stufe zur Wiederaufrichtung Polens bilden sollte, waren Dąbrowski und Poniatowski die populärsten Männer der Nation. Das ganze Land verfolgt mit Stolz und Spannung die Heldenthaten der Legionisten auf allen Schlachtfeldern Europas. Die in Polen wach gewordene glühende Vaterlandsliebe trug dazu bei, die dort schwer verletzte Nationalitätsidee in ganz Europa neu zu beleben.

Seit dem Jahre 1814 machte sie sich fast in allen europäischen Gesetzgebungen, die es mit nationalen Gegensätzen zu thun hatten,

geltend. Als im Jahre 1814 die Diplomaten in Wien zusammenkamen, um eine neue politische Ordnung in Europa zu vereinbaren, war das Princip der Nationalität bereits eine Macht geworden, mit der zu rechnen ein Gebot der Nothwendigkeit war. Ein Beweis dafür sind die Concessionen, die der Wiener Congress den unter die drei nordischen Mächte vertheilten polnischen Ländern nothgedrungen zugestand, obwohl die Polen im Schoße des Congresses keinen Repräsentanten hatten.

Dem Wiener Congresse folgte eine Periode der Reaction, und die Heilige Allianz stellte sich zur Aufgabe, jede freie Regung der Völker zu unterdrücken. Die Gemüther in Europa waren jedoch zu stark erregt, um sich so leichthin einlullen zu lassen. Es entstand eine allgemeine Gährung, die sich in den Aufständen in Griechenland und Belgien, in Frankreich und Polen Luft machte. Mit Ausnahme von Frankreich war die Idee der Nationalität die Haupttriebfeder dieser Aufstände. Diese Idee wirkt ebenfalls, wenn auch nicht ausschließlich, im Jahre 1848. Bald darauf verkündete Napoleon III. ihre Berechtigung von der Höhe des Thrones herab, und sie erwies sich als eine mächtige Triebfeder bei der Einigung Italiens sowie Deutschlands.

Bei der Macht, welche die Nationalitätsidee im öffentlichen Leben gewonnen hat, ist es wohl selbstverständlich, dass auch die Wissenschaft anfieng, sich mit ihr zu befassen. Die Erscheinungen des socialen Lebens sind jedoch so compliciert, ihre Beobachter derart beeinflusst durch die Umgebung, in der sie leben, und die ihre Beobachtungssphäre bildet, durch ihre Tendenzen und ihre politische Gesinnung, dass es lange Zeit dauerte, bevor es der Wissenschaft gelang, das Wesen der Nationalität zu ergründen. Noch im Jahre 1851 schrieb Eötvös in seinem Buche „Über den Einfluss der herrschenden Ideen": „Überall tönt uns das große Wort ‚Nationalität' entgegen, doch jeder will es anders verstanden haben, jede Nationalität fordert ihre Berechtigung, und niemand ist mit sich im klaren, worin diese Berechtigung eigentlich bestehen soll." Und im Jahren 1874 sagte der Chef des statistischen Bureaus in Pest, Karl Keleti, in einem Berichte an den neunten statistischen internationalen Congress in St. Petersburg über die Frage: „Was ist die Nationalität, und welche sind ihre Merkmale?" — dass die Idee der Nationalität noch nicht klar definiert sei.

Nach und nach klärten sich indessen die Begriffe. Einseitige Definitionen wurden eingehend besprochen, einzelne Merkmale geprüft, und langsam näherte man sich immer mehr der richtigen Erkenntnis des Wesens der Nationalität. Außer den Gelehrten nahmen auch die

Politiker an dieser Arbeit einen großen Antheil, da sie vom Standpunkte der besonderen Interessen, die sie in gesetzgebenden Körpern zu vertreten hatten, die Nationalitätenfrage allseitig zu besprechen in die Lage kamen.

Diejenigen, welche die Entwicklung des Begriffes der Nationalität verfolgen wollen, verweisen wir auf das bereits erwähnte Werk von Dr. Gumplowicz über „Nationalitäten und Sprachen", und zwar auf die Capitel: „Theoretische Entwicklung", „Neueste Theorien und Ergebnisse" und „Schlussbetrachtungen". Für unsere Zwecke genügt zu constatieren, dass „das Wesen der Nationalität eine durch ein gemeinsames Staatswesen hervorgebrachte und geförderte Cultur- und Interessengemeinschaft bildet". Dasselbe sagt mit anderen Worten Ernest Renan: „Die Nation ist eine Seele, ein geistiges Princip". „Nur eine solche Begriffsbestimmung," sagt Dr. Gumplowicz, „lässt sich auf die Schweiz, auf Belgien und Nord-Amerika anwenden, wo doch ein starkes nationales Bewusstsein, welches Mancini mit Recht als das wichtigste Merkmal der Nationalität bezeichnete, existiert. Und worin besteht in diesen Staaten die Nationalität? In nichts anderem als eben in der durch die geschichtliche Thatsache der Gemeinsamkeit des Staatswesens hervorgebrachten und durch dieselbe geförderten Cultur- und geistigen Interessengemeinschaft, die mit einer gemeinsamen Sprache wie mit einer gemeinsamen Abstammung durchaus nicht in Verbindung zu stehen braucht. Das ist das Wesen, das ist der Begriff der Nationalität." Wohl in den meisten Fällen ist die gemeinsame Sprache der prägnanteste Ausdruck, das treueste Spiegelbild und das Kennzeichen der Nationalität.

Es ist jedoch nicht zu übersehen, dass unter dem Einflusse der Idee der Nationalität auch Stämme, die weder eine geschichtliche Vergangenheit, noch eine ausgebildete Sprache, noch eine entwickelte Cultur besitzen, zum Bewusstsein ihrer Nationalität zu gelangen beginnen. Manchmal werden solche Regungen vom Staate begünstigt behufs Erreichung gewisser politischer Ziele. So z. B. förderte die russische Regierung eine Zeit lang die lettische Nationalität, um sich ihrer als einer Waffe gegen das Deutschthum in den baltischen Provinzen zu bedienen. Ob eine derartige im Werden begriffene Nationalität sich entwickelt oder in einer anderen stärkeren aufgeht, hängt im einzelnen Falle von den Verhältnissen ab. Im großen und ganzen läßt sich nicht leugnen, dass die Nationalität ein Produet des Staates ist, welches erst nach einem gewissen Zeitraume staatlicher Thätigkeit und

Entwicklung entsteht. Daraus folgt, dass es Staaten geben müsse, die es noch zu keiner eigenen und selbständigen Nationalität gebracht haben. Andererseits, da sich die Nationalität als Culturgemeinschaft, als etwas Geistiges und Innerliches darstellt, das im Bewusstsein und Gemüth des Menschen lebt und an die momentane Existenz der staatlichen Oganisation nicht gebunden ist, so kann eine Nationalität den Staat, in dem sie entstanden ist, auch überleben. Es existieren daher, der Natur der geschichtlichen Entwicklung zufolge, außer den Nationalstaaten, die im Höhepunkte ihrer geschichtlichen Entwicklung stehen, einerseits Staaten ohne Nationalität und andererseits Nationalitäten ohne Staat.

Jedenfalls ist jetzt das Wort „Nationalität" zum Losungswort geworden. Einst kämpfte man für die Religion, für den König für das Land Wenn die Ideen „Vaterland" und „Nationalität" nicht identisch sind, so sind sie doch nahe verwandt, indem beide die Macht besitzen, ihre Träger zu den höchsten Aufopferungen hinzureißen. Der eine gewisse Zeit hindurch in einigen Ländern Europas alleinherrschende Grundsatz der Legitimität erlitt durch die französische Revolution einen harten Schlag. Die Völker und Staaten hörten auf, sich bloß als Erbschaft einer Herrscherfamilie zu betrachten. In den meisten Staaten Europas fanden sich auch die Dynastien mit der neuen Auffassung zurecht und indentificierten ihre dynastischen Interessen mit den Interessen des Staates, den sie regierten, und zwar in den nationalen Staaten mit den Interessen der herrschenden Nationalität, in Österreich-Ungarn mit den Interessen seiner sämmtlichen Nationalitäten, welche von starken nationalen Staaten umgeben, zu schwach sind, um, auf eigenen Füßen stehend, selbständige Staaten zu bilden und ihre nationalen Zwecke zu verfolgen. In dem Nationalbewusstsein der Völker Österreich-Ungarns liegt eine ungeheuere Macht, und der Staatsmann, der dies übersähe, würde bekunden, dass ihm das Verständnis für den Beruf des modernen Österreich abgeht.

## Race.

Gehen wir zur „Race" über.

Bei der Untersuchung des Wesens der Nationalität haben wir bereits gesehen, dass die gemeinsame Abstammung nicht als Kriterium der Nationalität gelten kann. Im zweiten Decennium unseres Jahrhunderts, als Fichte in seinen „Reden an die deutsche Nation" den Begriff der deutschen Nationalität „Deutschheit" nannte, bezeichnete

er als die zwei Merkmale, welche an dem Begriffe der Nationalität haften, die gleiche Abstammung und die gleiche Sprache. Bei Fichte ist die deutsche Nationalität nicht etwas Gewordenes, sondern etwas vom Uranfange an eben durch die Gleichheit von Abstammung und Sprache Gegebenes — ja sogar ursprünglich Erschaffenes. Nach seiner Theorie kann jemand, der nicht von den Urgermanen, wie sie seit Erschaffung der Welt in der Mitte Europas als ein einheitlicher Volksstamm faßen, abstammt, kein Deutscher sein.

In den Fünfzigerjahren bezeugte Stahl in seiner „Philosophie des Rechtes", dass die Einheit des nationalen Bewusstseins ebenso durch das Blut wie durch die Geschichte gegeben werden könne. Mancini wies auf den geheimen und unaufhörlichen Assimilierungsprocess hin, der einen nationalen Geist und eine nationale Tendenz zur Entwicklung bringe, welche, mit der Zeit gekräftigt, klar hervortreten. Endlich berief sich Rüdigier auf die Thatsache des häufig in der Geschichte vorkommenden Umwandlungsprocesses der Nationalität. So z. B. constatiert er, dass, wenn in einem Lande der Adel aus der Fremde hereingekommen ist, er die Nationalität des Landes annimmt. Endlich bestätigt er die bekannte und oft hervorgehobene Thatsache, dass gemischte Völker die meiste Aussicht haben, groß zu werden. Im Alterthume fallen die Reiche der Assyrer (Semiten) und Ägypter unter die Herrschaft der aus Semiten und Ariern gemischten Medoperser. Griechenland wird besiegt von den griechisch-illyrischen Makedonern, und die ganze alte Geschichte läuft aus in das Weltreich der Römer, eines Volkes, dessen Urbestandtheile bereits gemischte Völker waren.

Die Assimilierung fremder Stämme und sogar ganzer Gesellschaftsclassen findet auch bei Völkern slavischer Abstammung, mit welchen wir uns sogleich befassen wollen, statt. So sehen wir z. B. bei den Polen die Lithauer und die Schmuden, die wohl keine Slaven, doch gute Polen geworden sind. Ebenso gute Polen sind die zahlreichen deutschen Bewohner polnischer Städte geworden, und wir müssten auf manchen hochverdienten Mann verzichten, dessen Name im öffentlichen Leben, in der Wissenschaft oder in der Kunst glänzt, dessen Thaten oder Werke zur Vergrößerung unseres culturellen Nationalvermögens beigetragen haben, wenn wir die Abstammung als ein unzertrennliches Merkmal der Nationalität betrachteten.

In Böhmen ist der czechische Adel zum größten Theile fremder Abstammung und doch fühlt er sich czechisch. Er mag zwar den Huß nicht, möchte aber recht gerne der Königskrönung auf dem Hradschin

beiwohnen. Das czechische Volk lebt seit Jahrhunderten inmitten der Deutschen, und viele Czechen sind Deutsche, viele Deutsche Czechen geworden. So sind z. B. die Vertrauensmänner der Deutschen, die Herren: Excellenz Chlumecky, Dr. Schmeykal u. A., slavischer Abstammung und doch gute Deutsche, während die Führer der Altczechen: Dr. Rieger, Dr. Zeithammer und Dr. Mattusch, die Führer der Jungczechen: Dr. Engel und Abgeordneter Tilscher, sowie einer der Führer der Realisten, Dr. Kaizel, germanischer Abstammung — daher gute Czechen, aber keine Slaven sind.

Ein Mischvolk im vollen Sinne des Wortes sind die Großrussen, welche sich sowohl in Bezug auf ihre Abstammung wie auch sonst von den Kleinrussen und den Weißrussen stark unterscheiden. Dies muss hervorgehoben werden, weil man über diese Thatsache in Europa nicht überall im klaren ist und, durch den gemeinsamen Namen verführt, diese drei Nationalitäten als Stämme einer und derselben Nation betrachtet. Im 12. Jahrhundert nun, sagt Kostomarow, Professor der russischen Geschichte an der Petersburger Universität, geschah es, dass man im Suzdal und Murom, der Wiege des jetzigen russischen Reiches, Wolhynien und einen Theil von Galizien nach einer Handvoll von Wariagorussen, welche sich daselbst inmitten zahlreicher slavischer Stämme niederließen und mit denselben assimilierten, „Russland“ nannte.

Im 13. Jahrhunderte findet der Überfall der Tartaren statt, und Professor Pypin sagt, sie hätten so gewüthet, dass nach manchen Chronisten kaum ein Zehntel der Bewohner Altrusslands am Leben blieb. Insbesondere wurden die südlichen Stämme nahezu ausgerottet, und Südrussland wurde später mit Einwanderern aus dem Karpathengebiete bevölkert. Im 16. und 17. Jahrhunderte, nach dem Falle von Groß-Novgorod, sehen wir im Bereiche des jetzigen russischen Reiches: Lithauen sammt Weißrussland, Russland (Ruthenien) und das Großfürstenthum Moskau. Mit der Zeit, sagt Professor Kostomarow, fieng das moskovitische Reich an, den Namen „Russland“ anzunehmen und „beraubte Ruthenien seines Namens“. Im 17. Jahrhunderte nannte man Ruthenien Ukraïne, Kleinrussland Hetmanat und in den letzten Jahren fieng man in der Literatur an, es Südrussland zu nennen. Im Polnischen wird Russland Rossja, Ruthenien Ruś genannt, aber seit einigen Jahren wird den in Russland erscheinenden polnischen Publicationen verboten, die Russen Rossianie zu nennen, damit die Groß-, Klein- und Weißrussen nur einen Namen haben. Im Nachfolgenden

werden wir die Großrussen „Russen" und die Kleinrussen Ruthenen nennen.

Wenn wir einen Blick auf die ethnographische Karte Russlands im 9. Jahrhunderte, im ersten Bande der russischen Geschichte von Karamzin, Historiographen Kaiser Alexander I., werfen, so ersehen wir, dass in den Ländern, welche gegenwärtig durch die Großrussen bewohnt sind, damals nur nachstehende slavische Stämme wohnten: die Wiatitschi in den jetzigen Gouvernements von Kalouga, Toula und Orlow, die Kriwitschi in den Gouvernemets von Pskow, Twer und Smolensk und die Slaven des Ilmen-Sees, die Gründer von Groß-Novgorod, im Gouvernement Novgorod. Der Norden des europäischen Russlands war bewohnt durch Stämme finnischer Abstammung und der Süden von der Wolga und dem Kaspischen See bis zum Schwarzen Meere durch Völker türkischer und tartarischer Race: die Kozaren, die Petscheniegen, die Bolgaren und andere. Noch im 18. Jahrhunderte sprach das Volk im Gouvernement von Moskau ein finnisches Idiom. Laut eines Ukas der Kaiserin Katharina wurde der Gebrauch dieses Idioms verboten, und bald darauf verschwand es. Aber noch jetzt sprechen die Tschuwaschen, die Ostiaken, die Mordwa im Norden, sowie die Tartaren im Süden des europäischen Russlands ihre eigenen Sprachen. Zlowajski, dessen „Geschichte Russlands" seit langer Zeit als Handbuch in den russischen Schulen gilt, bestätigt die Angaben von Karamzin in Bezug auf die ethnographische Karte Russlands im 9. Jahrhunderte, aus welcher folgt, dass von den 36 Gouvernements des europäischen Russlands, die gegenwärtig nahezu ausschließlich durch Großrussen bevölkert sind, nur sieben im 9. Jahrhunderte von slavischen Stämmen bevölkert waren. Weiters sagt er, dass im 12. Jahrhunderte die Slaven sich in den Fürstenthümern von Moskau und Razan in dem Maße ausbreiteten, als die Fürsten Städte gründeten. Endlich sagt Professor Slostomarow im ersten Bande seiner geschichtlichen Monographien, dass die Großrussen ein Gemisch von eingeborenen Finnen und Orientalen und eingewanderten Slaven sind.

Wir sehen daher, dass es gänzlich überflüssig ist, sich auf Quellen, welche im Rufe der Russenfeindlichkeit stehen, zu berufen, um nachzuweisen, dass das slavische Blut bei den Russen nur schwach vertreten ist. Dies geben selbst die gewiegtesten russischen Geschichtsschreiber zu. Um den Slavismus der Russen darzuthun, gibt man vor, dass die finnischen und orientalischen Stämme, welche mit den slavischen Stämmen das russische Volk hervorgebracht haben, sich slavisiert hätten.

Dies ist vollkommen unrichtig. Diese Stämme haben sich vielmehr russificiert. Sie haben alle miteinander die russische Nation ins Dasein gebracht, welche ebenso wie die Römer ein Mischvolk ist und eine eigene ausgeprägte nationale Individualität hat, die sich von anderen nationalen Individualitäten slavischer Abstammung, wie der der Polen, der Czechen, der Croaten und anderer stark unterscheidet. Nach einem eingehenden Studium kommt man zur Einsicht, dass es unmöglich ist, einen gemeinsamen Typus aller dieser Nationalitäten ausfindig zu machen. Nun haben wir bereits gesehen, dass das Hauptmerkmal der Nationalität das nationale Bewusstsein ist. Es genügt daher, sich als Angehöriger einer Nationalität zu fühlen und für ihre Zwecke zu arbeiten, um einen Anspruch auf die Zugehörigkeit zu dieser Nationalität zu haben. Kurz, man kann sich eine Nationalität erwerben. Bei der Race hingegen ist die Abstammung das Hauptmerkmal. Ein Germane, ein Romane, ein Finne, ein Semit kann nicht ein Slave werden. Es können daher die zahlreichen nichtslavischen Stämme Russlands, ebenso wie die russische Herrscherfamilie, in deren Adern kein Tropfen slavisches Blut fließt, gute Russen, aber keine Slaven sein.

Nachdem die Einheit Italiens und insbesondere Deutschlands erzielt wurde, ließ sich häufig der Ruf nach der Vereinigung der Slaven vernehmen. Der Vergleich der Slaven mit den Italienern und den Deutschen ist vollkommen unstatthaft. Sowohl die Italiener wie die Deutschen bildeten eine Nation, wenn sie auch in mehrere selbständige Staaten getheilt waren. Die Italiener besaßen ebenso wie die Deutschen eine nationale Sprache, eine eigene Literatur und sogar ein geschichtliches Band, und zwar Italien in der Erinnerung an das Römerreich, Deutschland in dem deutschen Bunde. Auch Russland bestand seinerzeit aus vielen Fürstenthümern, und was in Italien und in Deutschland erst in der zweiten Hälfte des laufenden Jahrhunderts vollzogen wurde, das führten die Großfürsten von Moskau schon vor Jahrhunderten durch. Die Italiener und die Deutschen können nur mit den Russen verglichen werden, während die Slaven ebenso wie die Germanen und die Romanen eine der drei am zahlreichsten in Europa vertretenen Racen bilden. Eine Vereinigung der Slaven könnte daher nur mit der Vereinigung der lateinischen Völker, und zwar der Franzosen, der Italiener, der Belgier, der Spanier und der Portugiesen und der Vereinigung der germanischen Völker, nämlich der Deutschen, der Dänen, der Schweden, der Norweger und der Engländer verglichen werden.

Wenn es eines ferneren Beweises bedürfte, um das Unstatthafte des Vergleiches der Italiener und der Deutschen mit den Slaven nachzuweisen, so wäre hervorzuheben, dass in Italien sowohl der Neapolitaner wie der Piemontese sich der Sprache des Dante, des Petrarca, des Boccaccio, des Ariosto und des Tasso bedient und sich für ihre Werke begeistert. Ebenso sprechen in Deutschland der Bayer wie der Hannoveraner dieselbe Schriftsprache, betrachten das Nibelungenlied als nationales Epos, Schiller und Goethe als nationale Poeten. Der Kralodworski Rukopis hingegen ist czechisch, das Lied vom Heereszug Igor's russich und das Lied O Marku Kraljewiczu! serbisch. Und wer außerhalb Russlands kennt den Ilja Muromietz und den Dobrynia Nikititsch? Die Helden von Mickiewicz werden kaum einen Russen begeistern, und der lebensmüde Boudoirenheld des bedeutendsten Poems des ersten russischen Poeten Puschkin, Ewgenji Oniegin, wird einen Czechen kaum mehr ansprechen als der Byronische Childe Harold.

## Russland nach den Schilderungen russischer Schriftsteller.

Wir wollen nun unseren Lesern einen Einblick in das innere Wesen des russischen Volkes verschaffen. Da aber Russland nicht allein von Europa, sondern auch von den für dasselbe schwärmenden slavischen Völkern wenig oder gar nicht gekannt ist, so werden wir es, um uns dem Vorwurfe der Parteilichkeit nicht auszusetzen, nach bekannten und in ihrem Lande anerkannten, bedeutenden russischen Schriftstellern schildern, die in Russland gelebt und ihre Werke daselbst veröffentlicht haben. Revolutionäre Schriftsteller, wie Iskander und Bakunin, die im Auslande als Emigrierte lebten, und zufolge ihrer persönlichen Lage geneigt waren, zu übertreiben und alles schwarz zu malen, werden wir nicht benützen.

### Stschapow.

Zuerst wollen wir einen Blick auf die Geschichte der Civilisation in Russland werfen. Das vorzügliche Werk von Athanasius Stschapow: „Sociale und pädagogische Bedingungen der geistigen Entwicklung des russischen Volkes"* gewährt uns einen tiefen Ein-

* Socialno-pedagogiczeskii usłowia umstwen naho razwitia russkaho naroda. Petersburg 1870.

blick in das geistige Leben Russlands und die Bedingungen, unter welchen sich das russische Volk entwickelte. An der Hand der Arbeit Stschapow wollen wir die geistige Entwicklung der Russen verfolgen.

„Zufolge des Jahrhunderte währenden Übergewichtes der arbeitenden über die gebildeten Gesellschaftsclassen, der Handarbeit über die geistige Arbeit, des Gefühles über die Vernunft ist es begreiflich", sagt Stschapow, „dass bei den Russen das Vermögen des Denkens sich nur schwach entwickeln konnte."

Während in Europa das Studium der Classiker, der Kampf der Platoniker und der Aristoteliker, dann der Nominalisten und der Realisten, die Kenntnis des arabischen Schriftthums und die großen Erfindungen den menschlichen Geist fortwährend aufregten, so dass Guizot das 15. Jahrhundert die Zeit der geistigen Revolution, welche die Schule der freien Denker ausbildete, nannte, existierten keine gebildeten Classen in Russland." Es musste so sein, weil die Stämme, welche den Kern des russischen Volkes, der russischen Gesellschaft und des russischen Staates ausmachten, auf einer sehr niedrigen Stufe geistiger Entwicklung standen. Mit der Zeit wird die geschichtliche und die ethnologische Craniologie der Racen, aus welchen das russische Volk entstand, diese Wahrheit wissenschaftlich nachweisen. Aber schon jetzt können wir einen Briff davon haben, dank den craniologischen Arbeiten der anthropologischen Abtheilung des Moskauer wissenschaftlichen Vereines. Aus diesen Arbeiten ersehen wir, dass die Ureinwohner des Gouvernements von Moskau, wo das russische Reich gegründet wurde, auf einer sehr niedrigen Stufe der Entwicklung standen. „Solch ein Stamm konnte nicht eine große geistige Thätigkeit entwickeln. Er war nicht imstande, eine gebildete Classe zu producieren, die der Aufgabe, einen Staat zu lenken und selbständig zu denken, gewachsen gewesen wäre. Er war daher gezwungen, sich vorerst der geistigen Überlegenheit und der Macht der Wariagischen Prinzen und ihrer Genossen, sodann der geistigen Überlegenheit der byzantinischen Hierarchie zu unterwerfen."

In der vorhistorischen Zeit haben sich die Ureinwohner Russlands zu Abstractionen und Generalisationen nicht emporgeschwungen. Sie waren Fetischisten und gelangten nicht einmal zum Anthropomorphismus. Ihre Priester und Auguren bildeten nicht einmal eine Kaste und waren auch nicht imstande, den Kampf mit der byzantinischen Hierarchie aufzunehmen. Russland hat weder Denker noch Philosophen jemals hervorgebracht. Die alten russischen Schriftsteller ästimieren die Philo-

sophen nicht und brüsten sich damit, dass sie die Lehren von Aristoteles und Plato ignorieren. Die Väter forderten ihre Kinder auf, ihrem eigenen Verstande zu misstrauen und demüthig angesichts des Herrn zu sein. Der Mangel an gebildeten Classen, die Abwesenheit geschichtlicher Entwicklung des Denkvermögens in Russland bis zur Zeit Peters des Großen sind bis zum heutigen Tage im geistigen Leben des russischen Volkes und der russischen Gesellschaft fühlbar. Wir wollen nun, sagt Stehopow, den Ursachen dieser Thatsache nachgehen. Dies zwingt uns, genauer zu erforschen, welchen Einfluss die byzantinische Hierarchie sowie die Regierung der normannischen Fürsten auf das russische Volk ausgeübt haben.

Die griechische Kirche strebte die moralische und die religiöse, keineswegs aber die geistige Erziehung des Volkes an. Sie ignorierte die Literatur und die Wissenschaft. Dies erklärt uns zwei charakteristische Eigenthümlichkeiten des geistigen Lebens Altrusslands, die auch im Gedankenzuge des modernen Russland zu verspüren sind, nämlich dass die theologische Richtung über die classisch-kosmopolitische (wissenschaftlich-menschliche) überwiegt, und zweitens, dass der Glaube und die Moral sich auf Kosten der Vernunft und der Bildung entwickeln. Zur Zeit, da Byzanz seinen Einfluss auf die barbarischen Stämme Russlands ausdehnte, war bei ihm selbst die Wissenschaft im Verfalle begriffen. Die Lehren von Archimedes, Euklides, Hippokrates, Dioskorides, Hipparchus, Appolonius, Ptolemäus und vielen anderen waren völlig vergessen. Wer sich überhaupt noch, wie Johann von Damascus und Photius, mit Philosophie befasste, benützte sie als Waffe für die Dogmatik, und die ganze Weisheit bestand, nach der Aussage des Photius, nicht in der logischen Entwicklung richtiger Gedanken, sondern in der Verfassung inhaltsloser, wohlklingender Phrasen. Anstatt die christlichen Ideen über die Menschheit, die Gesellschaft, die Nächstenliebe u. s. w. zu entwickeln, befasste sich Byzanz mit Dogmen und setzte die Vorschriften über die kirchliche Architektur, die Ceremonien, den Cultus und den Gesang nach dem orientalischen Geschmacke fest. Das alles überlieferte es an Russland.

Die unsterblichen Werke der griechischen Philosophen, Historiker, Dichter und Gelehrten gaben dem menschlichen Geiste in Occidente eine neue Anregung und übten auf seine Entwicklung einen großen Einfluss aus, aber in Griechenland und in Russland vermisste man einen derartigen Einfluss. Bis zu Peter dem Großen übersetzte man in Russland nur die Bibel, die Kirchenväter und die Gebetbücher.

Selbst der dogmatische, philosophische Theil der Christenlehre war äußerst vernachlässigt. In ihren Predigten begnügten sich die Geistlichen damit, in einigen Worten, ohne jede Erklärung, die Lehre der Kirche zu verkünden, und breiteten sich vorwiegend über das Fasten, den Kirchenbesuch und die Feiertagsheiligung aus. Die Väter riethen ihren Kindern, ihren Verstand im Zügel zu halten, weder das Erhabene noch das Tiefsinnige zu erforschen, sondern die Gebote des Herrn zu befolgen. Nirgends ist die leiseste Spur des Geistes, der freien Forschung und der unbefangenen Beurtheilung zu finden. Man warnte vor dem Verstande und empfahl die Abdankung der Gedanken, weil der Verstand nach dem Ausdrucke von Simeon v. Polock „kleinlich und grammatikalisch" ist. Selbst zu Ende des 18. Jahrhunderts meinten Kaiserin Katharina und Betzki, Präsident des Obersten Schulrathes, dass die Aufgabe der Schule vor allem darin gelegen sei, das Herz und das Gemüth, nicht aber den Verstand und die Urtheilskraft zu entwickeln.

Bei der Roheit der Sitten Altrusslands war die Überwachung der Moral unbedingt nothwendig. Die Vernachlässigung der Pflege des Geistes war jedoch schädlich, denn nur bei einem gewissen Bildungsgrade kann sich der moralische Sinn derart entwickeln, dass er einen Einfluss auf unsere Handlungen auszuüben vermag. Bis auf Peter dem Großen sind nur unbedeutende Fortschritte in den Sitten und der Moralität des russischen Volkes bemerkbar. Die Jahrhunderte währende Vernachlässigung der Pflege des Geistes entfremdete überdies das Volk der Wissenschaft und gab es dem Aberglauben und einer Menge von Vorurtheilen preis. Endlich förderte die ausschließliche Pflege des Glaubens und die Vernachlässigung des Geistes in dem ungebildeten russischen Volke den Hang zu theologischen Erörterungen, die eine Menge falscher Ideen und die zahlreichen Secten des Raskol zu Folgen hatten. Man braucht nur die „Untersuchung" (Kozysk) von Demetrius von Rostov zu lesen, um zu sehen, zu welchen merkwürdigen Ideen das russische Volk gelangte, was für ein Unsinn den meisten Secten des Raskol zugrunde lag. Da die byzantinische Hierarchie die Erziehung des russischen Volkes ausschließlich im Geiste der orientalisch-orthodoxen Kirche bezweckte, so bemühte sie sich, in demselben die Antipathie gegen den lateinischen Westen zu erwecken. „Sie prägte der orientalischen Richtung des russichen Geistes das Siegel, den Typus der griechisch-orientalischen Kirche ein." Griechen trugen in russischen Schulen vor. Bis zum 18. Jahrhundert reisten

Russen nur in den Orient, nach Constantinopel, zum Athosberge nach Jerusalem und nach Indien. Die Geistlichkeit warnte die Gläubigen vor den Büchern der Occidentalen. „Die Lateiner", meinte sie „wurden befleckt durch die Theorien der Hellenen, der Römer und der Araber. Ihr dürft ihre Bücher weder studieren noch ins Russische übersetzen. Hütet Euch vor denselben wie vor dem Aussatze und dem Brande." In dem Maße, als der Einfluss des Westens wuchs, wuchs auch der Hass gegen die Fremden und die lateinische Welt. Die Klöster widersetzten sich derart den Reformen Peters des Großen, dass er Mönchen verbot, Tinte und Papier zu besitzen und in ihren Zellen zu schreiben.

Trotz seinen Bemühungen war Peter der Große nicht imstande, die byzantinischen Grundsätze und Lehren auszurotten, die in Altrussland ausnahmslos herrschten, zur vollen Entwicklung gelangt waren, feste Wurzeln in der orientalischen Weltauffassung des russischen Volkes gefasst hatten und sich durch Jahrhunderte seinen Ansichten, seinem Glauben und seinen Vorurtheilen anschmiegten.

Die geistlichen Akademien von Kiew und Moskau, in welchen der byzantinische Einfluss herrschte, nahmen die scholastischen Formen der katholischen Schulen des Mittelalters an und übten fortan einen großen Einfluss auf das geistige Leben des modernen Russland aus. Die neuen, seit 1721 gegründeten Seminare nahmen sich die Akademie von Kiew zum Vorbild, und in allen Fragen des religiösen und des Volksunterrichtes war die Akademie von Kiew für das Russland des 18. Jahrhunderts das, was für das alte Russland Byzanz war. Selbst jetzt hat die Geistlichkeit ihren Einfluss auf den größten Theil der russischen Gesellschaft behalten, und nicht allein der religiöse, sondern auch der Volksunterricht ist vorwiegend in ihren Händen.

„Ebenso", sagt Stschapow, „wie zufolge des Mangels an gebildeten Classen das russische Volk in Fragen der Moral, Religion und Erziehung sich dem Einflusse des byzantinischen Geistes und der orthodoxen Hierarchie unterwarf, so unterwarf es sich in allen Fragen des praktischen Lebens der Vormundschaft der Regierung, und seine Ansichten bildeten sich blindlings nach den Ideen der Regierung aus." Das russische Volk besetzte zwar in Colonisationswege nahezu ohne Widerstand riesige Areale bis zum Großen Ocean, aber es hatte mit schweren Existenzbedingungen zu kämpfen. Das Klima war ungünstig, der Boden unfruchtbar, und um ihn urbar zu machen, mussten häufig ausgedehnte Waldungen ausgerodet werden. Endlich war das russische Volk gezwungen, gegen wilde Thiere und asiatische Horden zu kämpfen.

Um sich die Naturkräfte dienstbar zu machen, hatte es nur die Hacke, die Sense, den Pflug und seine fünf Sinne. Die Waffen, welche die Wissenschaft dem Menschen im Kampfe gegen die Naturkräfte beistellt, fehlten ihm, und das russische Volk war deshalb nicht imstande, die Reichthümer des Landes, deren Ausnützung Schwierigkeiten bot, auszubeuten. Es unterwarf sich vollkommen der Leitung der Regierung. Der Rath des Czaren (czarskaja duma) dachte für das Volk und entwickelte nach und nach das System der administrativen Vormundschaft, der Regelung aller Lebensangelegenheiten nach Vorschriften der Centralisation. Die Versammlungen des Ziemstwo (semskia dumy oder sobory) beantworteten gewöhnlich im 17. Jahrhunderte die an sie durch die Regierung gestellten Fragen mit der üblichen Formel: „Nach Gottes Eingebung, nach den Absichten und dem Willen des Czaren, das ist unser Rath."

Peter der Große ersah die Unzulänglichkeit der Bildung des russischen Volkes und berief deutsche Gelehrte. Er dehnte die Vormundschaft des Staates auf das ganze sociale, ökonomische und intellectuelle Leben Russlands aus. Besondere Behörden hatten den „Zustand, die Eigenschaften und die Fruchtbarkeit jeder Provinz zu studieren, die verlassenen Häuser und Grundstücke zu colonisieren, das Aufblühen der Bodencultur, der Viehzucht und der Fischerei zu fördern und hinsichtlich aller dieser Gegenstände mit den Gouverneuren und Woiewoden in schriftlichen Verkehr zu treten."

Nach und nach, wie zu erwarten war, nahm die Ingerenz der Centralbehörden in alle Lebensäußerungen immer mehr zu, und seit dem 18. Jahrhundert wurde die Leitung und Überwachung des öffentlichen Unterrichtes durch den Staat zum Principe erhoben. Zwei Hauptrichtungen herrschten nacheinander im öffentlichen Unterrichte vor. Von 1700 bis 1815 gründet die Regierung Schulen, Gymnasien, Universitäten, Akademien und sonstige wissenschaftliche Anstalten, bildete das Schulsystem aus und sorgte für die Verbreitung der europäischen Wissenschaft und Kunst, obwohl sie sich ebensowenig wie die Kirche um die Entwicklung des Volkes und dessen Denkvermögen kümmerte.

Nach 1815 entstand unter dem Einflusse der Ideen der heiligen Allianz im Schoße der Regierung eine Reaction gegen die naturwissenschaftliche Richtung des Unterrichtes. Die classischen und juridischen Studien verdrängten die Naturwissenschaften, und das Unterrichtsministerium legte das größte Gewicht auf die loyale Gesinnung der studierenden Jugend. Im Circulare vom 21. März 1833 sagte

der Unterrichtsminister Graf Ouvarow, dass es „der Wille Seiner Majestät des Kaisers sei, das Volk im Geiste der orthodoxen Kirche, der Autokratie und der russischen Nationalität zu erziehen".

Der seit jeher bevormundete russische Geist fügte sich dem europäischen Einflusse mit derselben Apathie und Gleichgiltigkeit, mit der er jede der Regierung erwünschte Richtung annahm. Sogar die herrschenden Ideen änderten sich je nach den Ideen der Regierung. Diejenigen, welche mit Kaiserin Katharina für die Ideen von Voltaire, Rousseau und Diderot schwärmten, bekehrten sich nach 1810 zu den Ansichten de Maistre's und seiner russischen Schüler Magnitzki und Rounitsch und beschimpften den Liberalismus und „die verleitenden Töne der Sirenen der Freiheit".[1]) Das russische Volk, sagt Stschapow, hat kein eigenes intellectuelles Leben, keine eigenen Ideen, dazu fehlen ihm die Energie, die Initiative und die erforderliche Thatkraft. Es hat weder eine eigene sociale Philosophie gegründet noch eine eigene Weltanschauung ausgebildet; es erwartet das alles von der Regierung. „Seit jeher hat es anstatt unter der Leitung eigener Ideen, eigener Kenntnisse und der wissenschaftlichen Resultate mit Hilfe von Ukasen, Vorschriften, Erlässen und Behörden gedacht." Deshalb trugen die Reformen Kaiser Alexander II. nicht die von ihm erwarteten Früchte, und die Versammlungen des „Ziemstwo" verriethen den Mangel an Bildung und Selbständigkeit der russischen Gesellschaft.

Der Misserfolg der pädagogischen Bemühungen der russischen Regierung lässt sich dadurch erklären, dass sie nicht danach strebte, das russische Volk zum selbständigen Denken und Wirken zu erziehen, sondern es nach eigener Willkür zu lenken, und dass die Richtung des Unterrichtsministeriums fortwährend wechselte. Seit der französischen Revolution flößte das geistige Leben des Westens der russischen Regierung kein Vertrauen mehr ein. Kaiser Paul verbot die Einfuhr der Bücher vom Auslande. Kaiser Alexander I. huldigte zwar liberalen Ideen bis zum Jahre 1810. Seither, insbesondere aber seit 1815, änderte er unter dem Einflusse der Ideen der Heiligen Allianz seine Ansichten, und durch volle 40 Jahre befolgte die Regierung eine reactionäre, mystische Richtung, welche die Entwicklung der russischen Bildung hemmte. Die bisher frei vorgetragenen Wissenschaften nahmen

[1]) Eine ebenso rasche Änderung der Ansichten der russischen Gesellschaft ist nach dem Tode Alexanders II. warnehmbar.

einen mystischen, symbolischen Charakter an. Der Professor der politischen Ökonomie sollte seinen Schülern die Nichtigkeit der irdischen Güter im Vergleiche zu den himmlischen darstellen. Die Naturwissenschaften sollten in Einklang mit der Bibel gebracht werden. Der Professor der Anatomie sollte den wunderbaren Zusammenhang der Theile des menschlichen Organismus hervorheben, um die Gedanken seiner Hörer zum persönlichen zweckbewussten Schöpfer hinzuleiten. Ein Professor der Chemie erzählte seinen Hörern von einem sechsten unsichtbaren Elemente, „der organischen Seele". Der Professor der Universität von Kazan, Nikolski, suchte in der Mathematik Symbole der christlichen Lehre auf. Laut der Instructionen des Magnitzki, Curators[1]) der Universität von Kazan, sollte der Professor der Philosophie sich an die Briefe des heil. Paulus an die Colossäer und an Timotheus halten, und der Professor der Geschichte an das berühmte Werk Bossuets „Rede über die allgemeine Geschichte". Professoren, welche derartige Weisungen nicht beachteten, wurden verfolgt. Dr. Schade, Professor der Philosophie an der Universität von Charkow, wurde verbannt. Die Professoren der Petersburger Universität: Hermann, Raupach, Halitsch und Arseniew kamen in gerichtliche Untersuchung. Der Professor des Naturrechtes Kunitzyn wurde verurtheilt, und bei diesem Anlasse wies der bereits erwähnte Curator Magnitzki die Überflüssigkeit der Vorträge über Naturrecht nach. Diese Thatsachen geben uns gleichwohl kaum einen schwachen Begriff von den Drangsalen, unter welchen die junge russische Wissenschaft zur Zeit der Reaction zu leiden hatte. Kein Wunder, dass sie unter solchen Bedingungen weder gedeihen noch gesund, rationell, original und systematisch sich entwickeln konnte. „Der Mangel an Stabilität," sagt Stschapow, „der plötzliche Systemwechsel des bevormundenden Staates, die chronische Reaction der zweiten Hälfte oder des Endes der Regierung jedes Herrschers, die wachsende Kraft der reactionären Strömung, die manchmal während der ganzen Dauer der Regierung eines Herrschers nicht nachließ, und der Übergang von einem System zum anderen — alles das hielt die rationelle Entwicklung des russischen Gedankens und die Entstehung sowohl einer wissenschaftlichen wie einer literarischen Richtung von ausgesprochenem Charakter auf, förderte die Gleichgiltigkeit gegen sociale Fragen, das Chaos und

[1]) Oberinspector eines Unterrichtsbezirkes, welcher im europäischen Russland aus einer Universität und sämmtlichen Unterrichtsanstalten einiger Gouvernements besteht.

die Anarchie der öffentlichen Meinung, lähmte die Energie des Geistes und führte zur Apathie, zur Gleichgiltigkeit und zur Stagnation."

Unter die Institutionen, welche für die geistige Entwicklung Russlands im Sinne der Regierung zu sorgen haben, gehört die Censur. Dieselbe wurde im Jahre 1776 geschaffen und mit besonderen Instructionen versehen und erlangte ihre volle Entwicklung während der Regierung Alexander I. durch die Einrichtung des Comités für Censur. Aber seit jeher bemühte sich die byzantinische Hierarchie, den russischen Geist der Autorität des Nomocanons, der griechischen Dogmatik und der griechischen Traditionen zu unterwerfen, und häufig wendeten sich Synoden an den Czaren mit der Bitte, das Lesen häretischer Bücher zu verbieten. Im 16. Jahrhunderte wurden öfters Verbote erlassen und strenge Maßregeln ergriffen, und seit 1720 durfte kein Manuscript veröffentlicht werden, bevor es gelesen und begutachtet worden war. Die russische Gesellschaft war daher gut vorbereitet für das Institut der Censur. Viele Leute betrachteten es als eine nützliche Einführung, und der Professor der Moskauer Universität, Katschenowski, wies in einem im „Wiestnik Ewropy" gedruckten Artikel über „die Censur der Bücher in Russland" nach, dass dieselbe sowohl auf die Literatur wie auf die wissenschaftliche Kritik einen wohlthätigen Einfluss ausübe. Es ist jedoch unleugbar, dass man weder die Natur ergründen noch wissenschaftliche Entdeckungen machen kann, wenn man nicht imstande ist, logisch, scharf und unabhängig zu denken. Nun hinderte die Censur die Entwicklung des unabhängigen Denkens, indem sie philosophische Bücher nicht zuließ. Die Russen lasen philosophische Bücher nie mit Lust, sie schienen ihnen zu langweilig und schwer verständlich. Und dennoch ist die Philosophie nach Claude Bernard „eine vorzügliche Geistesgymnastik". „Unsere Literatur," sagt ein anonymer Vertheidiger der Freiheit der Presse während der Regierung Alexander I., „hat immer unter dem Joche der Censur gelitten. Erst seit hundert Jahren bildet sie ein besonderes Capitel in der Geschichte des menschlichen Geistes. Wir haben gute Poeten, gute Prosaiker, Mathematiker, Physiker u. s. w., aber keinen einzigen Philosophen. Vielleicht wird man einwenden, dass wir Übersetzungen philosophischer Werke besitzen. Des ist freilich wahr. Aber alle unsere Übersetzungen sind nur Bruchstücke des Originals; die Hand des Censors beraubte sie ihrer Lebenskraft." Censoren waren zumeist beschränkte Leute, ohne jede persönliche Initiative, welche nicht allein den Flug des Gedankens, den Geist der Forschung und die Verbreitung von wissenschaftlichen Wahrheiten,

sondern auch der dem Volke unentbehrlichsten Kenntnisse in den Bann thaten. So z. B. klagte Polewoï, Redacteur des „Moskauer Telegraphen", dem Fürsten Galitzin, Präses des Comités für Censur, dass ihm verboten wurde, Artikel aus dem Journal des Ministeriums des Inneren über die Cholera und die Mittel, sich gegen sie zu wahren, abzudrucken. Überhaupt viele Gegenstände aus dem Gebiete der Wissenschaften, der socialen Fragen und der Literatur durften unter der Herrschaft der Censur gar nicht besprochen werden. Viele ausländische Bücher waren verboten. Und in diesen Schranken musste sich der russische Geist bewegen!

Wie die Censur die Entwicklung der Wissenschaft und der Literatur hemmte, so die Leibeigenschaft die Entwicklung des Volkes. Gebeugt unter der Last des Frohndienstes, der Kopfsteuer und vieler anderer Auflagen, war es zur physischen Arbeit gezwungen und hatte weder Zeit noch Gelegenheit zu studieren und sich auszubilden. Sowohl die Regierung wie die herrschende Classe waren der Ansicht, dass das Volk keiner Bildung bedürfe. Im Anfange des 19. Jahrhunderts entstand die Theorie, dass der Grad der Bildung der Gesellschaftsschichte jedes einzelnen entsprechen müsse. Im Jahre 1804 entwarf Pnin ein Programm, laut welchem nur wenige Kenntnisse den Bauern, etwas mehr den Handwerkern, noch mehr den Kaufleuten und endlich das ganze Gebiet des menschlichen Wissens dem Adel zufiel. Hellmann behauptete, dass „Kenntnisse, die einem Staatsmanne unentbehrlich sind, dem Pöbel nicht allein überflüssig, sondern sogar schädlich seien. Gott behüte uns, dass das ganze Volk aus Gelehrten, Dialectikern und Raisonneurs bestehe". Die Regierung theilte diese Ansichten. Ein Ukas vom Jahre 1809 ordnete an, dass dem Bauernstande zugehörige Universitätshörer die Kopfsteuer bis zum Schlusse ihrer Studien zu zahlen haben, weil der Eintritt in eine Universität noch keinesfalls die Gewähr gibt, dass dem Vaterlande ein gebildeter Mann zuwachsen werde. Im Jahre 1827 wurde laut Erlasses des Kaisers Nikolaus I. an den Unterrichtsminister Admiral Schischkow Kindern niederer Stände der Eintritt in eine Universität, in ein Lyceum, sowie in höhere Fachschulen verboten. Trotzdem gelang es einigen jungen Leuten niederer Abkunft, in höhere Schulen zu gelangen. Die Regierung sah dies mit scheelen Augen an, und 1845 schlug der Unterrichtsminister in einem Berichte an Seine Majestät den Kaiser vor, „angesichts dessen, dass in mittleren und höheren Bildungsanstalten ein steter Zuwachs von Zöglingen niederer Abstammung, für welche

eine höhere Bildung unnöthig, überflüssig, ja sogar schädlich sei, weil sie dadurch aus ihrer eigenen Sphäre ohne Nutzen für sich selbst, sowie für den Staat herauskommen, sich constatieren lasse, das Schulgeld in mittleren und höheren Bildungsanstalten zu erhöhen". Im Jahre 1847 wiederholt der Unterrichtsminister, dass „die höhere Bildung für Jünglinge niederer Stände schädlich sei, weil sie aus ihrer Sphäre herauskommen und in Ermangelung unbeweglichen Gutes zuviel auf ihre Talente und Kenntnisse rechnen, somit zumeist Aufwiegler und Unzufriedene werden."

Die Großgrundbesitzer waren ebenfalls der geistigen Entwicklung ihrer Leibeigenen abhold und verlangten von denselben einen blinden Gehorsam, eine echt militärische Disciplin. Einer der besten und gebildetsten Großgrundbesitzer des 18. Jahrhunderts, Rytschkow, behauptet, dass „in manchem großen Dorfe kein einziger Mann lesen könne und in dieser Hinsicht die Russen nicht allein allen europäischen Völkern, sondern selbst den im Kaiserreiche wohnenden Tartaren nachstehe". Er gibt daher den Rath, „begabte Jünglinge sicherer Eltern im Lesen und Schreiben zu unterrichten, so dass in einem Dorfe auf je hundert Bewohner nicht mehr als zwei bis drei Schreib- und Lesekundige seien, weil solche Leute häufig einen schlechten Gebrauch von ihren Kenntnissen machen, z. B. sie fälschen Pässe". Einige Großgrundbesitzer gründeten Schulen für ihre Leibeigenen. Dies geschah jedoch äußerst selten, das Lehrprogramm war sehr beschränkt und die Unterrichtsmethode eine sehr mangelhafte. Man kann daher ohne Übertreibung sagen, dass die Leibeigenschaft zwanzig Millionen Menschen verhinderte, sich auszubilden, ihr Denkvermögen und ihre Fähigkeiten zu pflegen und zu entwickeln, und sie jeder Spur eines geistigen Lebens beraubte.

Ebenso schädlich wirkte die Leibeigenschaft auf die Herren. Betzki schrieb: „Ein Herr verwendet seine Leibeigenen ausschließlich für seine Zwecke und behauptet, dass sie weder Ideen noch moralische oder sociale Ansichten brauchen. Ich will keine Philosophen haben, sagte er. Armer verblendeter Mann! Siehst Du nicht, dass derselbe Leibeigene, den Du verachtest, aus welchem Du Dich bemühst, ein wildes Thier zu machen, der erste Lehrer Deines Sohnes, Deines zukünftigen Trostes, sein wird? Dieser Leibeigene oder diese Leibeigenen werden die ersten Leiter, die ersten Erzieher, die ersten Freunde Deiner Kinder sein. Die Gebrechen, die Verworfenheit, die Roheit dieser Sclaven werden sich Deinen Kindern durch die Milch ihrer Amme, durch den Verkehr in ihren ersten Lebens-

jahren mittheilen. Sie werden in ihren Händen, unter ihrem Einflusse bis zur Großjährigkeit und vielleicht auch länger bleiben." Und in der That wirkte die Leibeigenschaft schädlich auf die Ideen, die Ansichten und die Weltanschauung des Adels, weckte in ihm die Furcht und die Unduldsamkeit und hinderte ihn, eine denkende Classe, welche folgerichtig, logisch, muthig einen bestimmten Weg verfolgt, zu werden. Die Vernunft und das selbständige Denken schienen dem Adel gefährlich, weil sie die Leibeigenschaft verdammten. Als in den ersten Jahren der Regierung Alexanders I. unter dem Einflusse europäischer Ideen der Gedanke der Befreiung der Leibeigenen auftauchte, trat der russische Adel mit Leidenschaft dagegen auf. In dieser Negation der Gesetze der gesunden Vernunft und des menschlichen Verstandes wurden manche Generationen des russischen Adels erzogen.

„Nun haben wir," sagt Stschapow, „die wesentlichsten socialen, historischen und pädagogischen Bedingungen geschildert, welche auf die Entwicklung des Geistes und der Anschauungen Russlands einwirkten. Die Absicht der byzantinischen Hierarchie gieng ebensowenig wie die der Regierung darauf hinaus, die geistigen Kräfte des Volkes zu entwickeln und es zum selbständigen Denken zu erziehen. Beide beabsichtigten vornehmlich, die nationalen und socialen Ansichten des Volkes in ihrem Sinne auszubilden und zu leiten, ihm ihre Weltanschauung und ihre Denkungsart einzuflößen. Deshalb konnten sich die geistigen Fähigkeiten des Volkes und das selbständige Denken weder unter dem Einflusse von Byzanz noch unter dem des Unterrichtsministeriums entwickeln. Es ist daher begreiflich, dass in Russland die stetige, systematische geistige Entwicklung fehlt, die wir in Europa seit dem 15. Jahrhunderte verfolgen können; warum war bei uns bis zu Peter dem Großen keine denkende Classe, keine Schule freier Geister, welche in Europa Vorboten wissenschaftlicher Genies wie Copernic, Kepler, Galilei, Newton u. a. waren; warum endlich war das russische Volk in Ermangelung einer denkenden Classe, die es geleitet hätte, nicht imstande, zu einer rationellen idealen Weltanschauung, zu einer wissenschaftlichen Methode der Forschung der Natur zu gelangen?"

Weiter entwirft Stschapow ein Bild der Entwicklung des russischen Denkens unter der Einwirkung des europäischen Wissens. Leider können wir ihn nicht Schritt für Schritt begleiten und müssen uns begnügen, die Endresultate seiner Forschung anzuführen. Noch lange, sagt er, nachdem Peter der Große die europäische Wissenschaft in Russland einführte, behielten die untergeordneten geistigen Eigen-

schaften, die sinnlichen Eindrücke und das Gedächtnis, den Vorrang vor dem theoretischen Denken und der Schärfe der Beurtheilung.

Dies erklärt uns die Unzulänglichkeit bei der ersten russischen Generation für wissenschaftliche Studien, die Oberflächlichkeit und den Mangel an gründlichem Verständnisse bei den späteren Generationen. Das russische Volk selbst blieb bei seiner sinnlichen, traumhaften Weltauffassung. Unter dem Einflusse der Lehren von Byzanz sieht es die Natur mit Furcht, Naturerscheinungen als Zeichen des göttlichen Unmuthes an und betrachtet Forschen als frevlerisch und gottlos. In einem solchen Zustande kann es nicht aus eigenem Antriebe zu gesunden Ansichten gelangen, und das Licht des Westens hat es noch nicht erreicht, um es aufzuklären und zu erhellen. Dieses Licht leuchtet kaum den höheren Classen, von welchen auch nur privilegierte Individuen selbständig denken und urtheilen. Und dann ist nach Condorcet in allen Zweigen menschlichen Wissens die wissenschaftliche Methode viel wichtiger als die wissenschaftliche Entdeckung, weil die Methode den Schlüssel zu weiteren erfolgreichen Forschungen gibt. Nun ist die richtige Methode für wissenschaftliche Untersuchungen im Occidente seit lange aus dem „Novum Organum" von Bacon und dem „Discours sur la Méthode" von Cartesius bekannt. Diese Methode wurde durch Ampère, Comte u. a. vervollkommt und ihre Vorzüge durch die neueste Geschichte der geistigen Entwicklung Europas nachgewiesen. Das russische Gehirn, sagt Stschapow, war jedoch zur Zeit der Einführung der europäischen Wissenschaft in Russland nicht genügend entwickelt, um eine Methode, die das Werk genialer Menschen war und ein scharfes, genaues Denken voraussetzte, mit Erfolg gebrauchen zu können. Anstatt einer inductiven, theoretischen Methode herrschte lange in allen russischen Schulen und selbst an russischen Universitäten eine deductive, ideale und sogar eine mystisch-phantastische Methode.

Endlich entnehmen wir aus der Psychologie und der Geschichte der geistigen Entwicklung Europas die Lehre, dass die Skepsis ein unentbehrliches Element des Fortschrittes ist. Ohne sie würden die Routine, der Stillstand, das Chinesenthum die Welt beherrschen, und öfter als einmal eröffnete sie dem menschlichen Geiste neue Bahnen in Europa. Es genügt, das 16. und das 18. Jahrhundert zu nennen. „In Russland hingegen hat sich der Geist des Skepticismus, des Zweifels, der rationellen Kritik nie frei und ungehemmt entwickelt, weil das russische Denken zu lange in gänzlicher Apathie dahinlag.

Die skeptischen Stimmungen kommen aber nie zum Vorschein, bevor die Vernunft und das Denkvermögen zur vollen Reife gelangen und mit ausreichendem, genauem, umfassendem Wissen verbunden sind."

## Kostomarow.

Den Charakter des russischen Volkes schildert meisterhaft der berühmte Historiker und Professor der russischen Geschichte an der Petersburger Universität, Kostomarow, in einer Skizze: „Zwei russische Nationalitäten",[1]) in welcher er die wesentlichsten Charakterunterschiede der Großrussen und der Kleinrussen (Ruthenen) darstellt.

Erst seit 1157, als Andreas, Georgs Sohn, zum Fürsten von Suzdal, Murom und Razan gewählt wurde, geben die Chroniken einige, wenn auch spärliche Nachrichten über selbständige Lebensäußerungen dieser Länder. Später lassen sich die geltenden Ideen, die sich in der Organisation dieser Fürstenthümer kundgeben, leichter verfolgen. Seit der frühesten Kindheit, bei den ersten selbständigen Schritten zeigen sich die Großrussen von den Ruthenen und den Bewohnern von Groß-Novgorod unterschieden durch die Tendenz, dauernde Formen zu schaffen und die Einheit ihres Landes zu sichern. Gleichzeitig mit der Wahl des Andreas verbannen sie seine Brüder und Neffen und äußern das Bestreben, andere russische Gebiete zu erobern. Trotz der Dürftigkeit der Details über die Äußerungen des Volkswillens weisen einige in den Chroniken erhaltene Einzelnheiten nach, dass manche Handlung, die wir geneigt wären, der Ruhmesgier der Fürsten zuzuschreiben, dem Willen des Volkes entsprach. Bei den Invasionen von Groß-Novgorod durch die ostrussischen Fürsten äußert sich der nationale Stolz und das Bewusstsein ihrer Überlegenheit und ihres Rechtes, die Novgorodier zu beherrschen. Die Keime der Civilisation, die sich in Kiew unter dem Einflusse der Ideen der orthodoxen Kirche entwickeln, nehmen andere Formen an, da sie nach Suzdal und Moskau übertragen werden.

Nach alten slavischen Ideen über die sociale Organisation war der Volkswille, der in einer „Wietsche" genannten Volksversammlung zum Ausdruck kam, die Quelle des Rechtes und der Wahrheit. Je nach Zeit und Verhältnissen war das Wietsche eine Versammlung des ganzen

---

[1]) Dwie russkia narodnosti. Im ersten Bande der geschichtlichen Monographien und Skizzen: Istoriczeskia monografii i izliedowania Peterburga 1863.

Volkes oder nur der Glücklichen, die eine höhere sociale Stellung erreichten. Nebstbei war ein Fürst, der verwaltete, richtete, für die Aufrechthaltung der Ordnung sorgte und das Land vor den Feinden vertheidigte. Der durch das Wietsche kundgegebene Volkswille stand über dem Fürsten. Dieser war Wahlfürst, und wenn er seine Macht missbrauchte, unterlag er der Gerichtsbarkeit des Wietsche, welches ihn verbannen oder selbst zum Tode verurtheilen konnte. Das Wachsthum dieser Organisation läſst sich im 12. und 13. Jahrhunderte in Ruthenien verfolgen. Aber in der ganzen Geschichte Rutheniens sind nachstehende charakteristische Merkmale ersichtlich: die Entwicklung des freien individuellen Willens, die Unabhängigkeit und der Mangel fester Formen. Hinzufügen müssen wir noch die Unbeständigkeit, die Heftigkeit, die Abwesenheit eines bestimmten Zweckes, die Neigung aufzubauen und gleich wieder das unfertige Gebäude einzureißen, mit einem Worte alles das, was aus dem Übergewichte des Willens des Einzelnen über den allgemeinen Willen sich ergibt. Ruthenien hatte zwar den Sinn für nationale Einheit, aber es strebte nicht darnach, sie zu erlangen, es bemühte sich nicht, die angesiedelten Fremden ihrer Freiheit zu berauben oder zu entnationalisieren. Man schlug sich eher, um eine Beleidigung zu rächen oder Beute zu erlangen als um eine dauernde Herrschaft zu gründen. Nur während einer kurzen Zeit, unter dem Einflusse der aus Skandinavien einberufenen Wariagen, bemerken wir bei den Polanen den Eroberungstrieb und das Bedürfnis, ein Centrum zu schaffen, um dahin zu gravitieren, aber dennoch machen sie nicht den kleinsten Schritt, ihre Einigkeit zu festigen. Kiew wurde weder Hauptstadt eines centralisierten Staates, noch behielt es den Vorrang in der Föderation der russischen Fürstenthümer, weil es diese Föderation gar nicht zu organisieren wuſste. Der Ruthene ist seinem Charakter nach kein Politiker. Es fehlt ihm die erforderliche Vorsicht, die Standhaftigkeit, das gesteckte Ziel energisch und umsichtig zu verfolgen, der Wille, die Einheit durch Gewalt anzustreben. Dasselbe ersehen wir in Groß-Novgorod. Das rauhe Klima wirkte wenig günstig auf die Einwohner; die Unfruchtbarkeit des Bodens führte sie zur Industrie, ohne den Geist der Berechnung und der Handelspolitik in ihnen zu entfachen. Die Vereinigung mit Polen gab Ruthenien eine neue Richtung. Seine Verwalter ohne ständigen Sitze und seine Heerführer wurden Grundeigenthümer. Man ersieht das Bestreben, dem Gesetze anstatt der Willkür Geltung zu verschaffen, die Tendenz, das Individuum, ohne es seiner Freiheit zu berauben, nur zu bändigen und von Ausbrüchen der Leidenschaft abzu-

halten. Das Volk, welches bisher in den Strudel der Anarchie gerieth, von einem Mächtigen unterjocht wurde und sich von ihm befreite, um bald unter das Joch eines anderen zu fallen, fängt an, systematisch unterworfen zu werden, das heißt, erkennt bis zu einem gewissen Grade die Gesetzlichkeit seiner Unterthänigkeit. Aber die seit dem 12. Jahrhunderte ersichtlichen Bestrebungen des ruthenischen Volkes erschienen als glänzendes Meteor unter der Form des Kosakenthums, welches die Keime der Zerstörung in sich trug, weil es die Vergangenheit auferwecken wollte und von Ideen, welche dem damaligen Leben nicht angepasst waren, beseelt war.

Im Osten hingegen nahm die persönliche Freiheit immer mehr ab, bis sie gänzlich verschwand. Zwar wurden auch in Großrussland die Fürsten durch die Wietsches gewählt, aber dort strebte man das Dauerhafte an, und die orthodoxe Kirche unterstützte diese Bestrebungen. Dies zeigt am deutlichsten den Unterschied zwischen beiden Nationalitäten. Die Orthodoxie wurde ihnen durch dieselben Leute und aus derselben Quelle gepredigt. Die Geistlichkeit bildete eine abgesonderte, unabhängige Corporation. Die Kirche wusste die Unterschiede auszugleichen. Man sollte daher glauben, dass alles, was in die Wirkungssphäre der Kirche fiel, bei Großrussen und Ruthenen identisch gewesen sei. Dies war jedoch nicht der Fall. Die orthodoxe Religion predigte die Idee der Monarchie von Gottes Gnaden; lehrte, dass die Vorsehung unsere Schritte leite und unsere Zukunft jenseits des Grabes bestimme; erweckte die Überzeugung, dass alles, was wir beginnen, uns den Segen oder den Fluch des Herrn zuziehe, und dass wir demnach vor jedem Unternehmen uns an Gott zu wenden, und wenn es geglückt, ihm unsere Erfolge zuzuschreiben haben.

Diese Ideen wurden allgemein angenommen und wirkten auf den Lauf der Geschichte ein. Aber nirgends besiegten sie so entschieden die früher herrschenden entgegengesetzten Ideen und schmiegten sich so gut den Bedürfnissen des praktischen Lebens an als in Russland. Trotz ihrer Universalität duldete die Orthodoxie Kirchen für Schutzpatrone, die, ohne aufzuhören, Kirchen für alle Gläubigen zu sein, vor allem eine bestimmte Localität beschützen sollten. Solche Kirchen finden wir in Kiew, in Novgorod, in Polock, in Tschernigow und in Twer. Aber nirgends erreicht die schutzheilige Kirche eine derartige Wichtigkeit wie in Wladimir. Jeder Sieg, jeder Erfolg, jedes wichtige Ereignis wird durch die Chronik des Gebietes von Suzdal als ein Wunder der Mutter Gottes von Wladimir dargestellt. Die Idee, dass die Vor-

sehung alle Ereignisse der Welt leite, führte zur Verherrlichung des Erfolges. Ein Unternehmen ist gelungen, folglich hatte Gott es gesegnet. Wladimir besiegt die Fürstenthümer von Rostow und Suzdal. Der Chronist sagt, dass das Recht und die Überlieferung für die Rostower und Suzdaler sprachen, fügt aber hinzu, dass, indem sie sich Wladimir widersetzten, sie gegen die göttliche Wahrheit und die Mutter Gottes kämpften. Man wäre geneigt, diese Auffassung als Mysticismus zu bezeichnen. In Wirklichkeit ist sie höchst praktisch, indem sie jeden Zweifel und jeden Scrupel, alles, was unseren Willen abschwächen könnte, beseitigt, uns aufmuntert, nur auf die eigene Kraft zu rechnen und jede Gelegenheit auszunützen.

Im 12. Jahrhunderte erscheint Wladimir als Kern von Großrussland und des zukünftigen russischen autokratischen Staates. Mit der Zeit entdecken wir in der Entwicklung des russischen Staates alle jene Principien, welchen die Kraft, die Dauerhaftigkeit und die charakteristischen Merkmale dieser Stadt zugeschrieben werden mussten. Wir sehen nämlich eine feste Verbindung der Theile, die Neigung, Nachbarländer unter dem Vorwande der Bekehrung zu erobern, die Anbetung des Erfolges als Ausdruckes des Willens Gottes, das Bestreben, sich auf die Massen zu stützen, welche gegenüber der Macht, die ihnen die Hand reicht, gehorsam und demüthig sind und zuletzt zu Gunsten des Fürsten, den sie selbst gewählt haben, auf ihre Rechte verzichten; dies alles bringt ein Samenkorn zu Wege, aus welchem unter dem Einflusse günstiger Verhältnisse ein gewaltiger Baum emporwächst.

Die mongolische Eroberung trug zur Vereinigung Russlands bei. Die Mongolen verschonten die Autonomie der eroberten Länder und begnügten sich mit Raub und Tribut. Um den Tribut zu bekommen, betrauten sie den Großfürsten, der Vorgesetzter anderer Fürsten war, mit der Aufgabe, ihn zu sammeln. Und nun als Diener und Bevollmächtigter des Khans dehnte der frühere Chef der Föderation seine Herrschaft über Russland aus.

Ebenso wie seinerzeit Wladimir, breitet Moskau seine Herrschaft allmählich aus, erobert und assimiliert die angrenzenden Fürstenthümer, strebt die Hegemonie in Russland an und betrachtet seine Erfolge als Beweis göttlicher Allianz. Wladimir konnte solche Erfolge, wie sie nachträglich Moskau zutheil wurden, nicht aufweisen, weil zur Zeit, wo es in der Geschichte auftrat, die Grundsätze der Wietsche und der Föderation noch lebensfähig waren. Dieselben wurden durch die Fremdherrschaft, welche die Entwicklung der entgegengesetzten, dem

nationalen Charakter besser entsprechenden Grundsätze förderte, erstickt. Die Macht der Fürsten nahm zu und sie fiengen an, sich als Herrscher und nicht mehr als Verwalter zu betrachten. So entstand die moskowitische Monarchie, welche das gemeinsame Vaterland unter der autokratischen, anstatt der früheren föderativen Leitung vereinigte und sich durch die Unterwerfung des Individuums zu Gunsten des Gemeinwesens auszeichnete, während in Ruthenien und in Novgorod die Überwucherung des Individualismus die Festigung des Staatswesens hinderte.

Die Stellung der Kirche war eine ganz andere in Russland als in Ruthenien. In beiden Ländern hatte die Kirche eine große Macht, aber in Ruthenien konnte sie nicht den bloßen Erfolg heilig sprechen. In Russland bildete sie das oberste Gericht, welches ohne Berufung entschied; denn was die Gottesweihe hatte, durfte allgemeine Anerkennung fordern und erwarten. Die geistliche und die weltliche Macht unterstützten sich gegenseitig. Die Geistlichkeit gab ihre Weihe der weltlichen Macht, aber so oft sie sich über dieselbe erheben wollte und einen Streit heraufbeschwor, wurde sie besiegt. Die Geistlichkeit unterstützte die absolutistischen Tendenzen der Fürsten und anerkannte häufig die Gesetzlichkeit solcher Handlungen, die mit den Vorschriften der Kirche nicht übereinstimmten. So z. B. sprach der Metropolit Daniel die Scheidung von Basilius und Salomonie und die Einschließung der letzteren in ein Kloster aus. Die Geistlichkeit gestattete die Trauung Iwans des Grausamen zum viertenmale, was gegen die Vorschriften der Kirche verstieß. Andererseits, so oft die Kirche sich der weltlichen Macht widersetzte, erlitt sie eine Niederlage. Iwan der Grausame ließ den Metropoliten Philipp, der ihm seine Missethaten vorwarf, hinrichten. Der Czar Alexis opferte seinen Liebling Nicon, als derselbe, für die Würde und die Freiheit des Hauptes der Kirche besorgt, Unabhängigkeitsgelüste äußerte. Hingegen, wenn beide Mächte im Einvernehmen lebten, leitete die Kirche in Wirklichkeit das ganze politische und sociale Leben Russlands, und die weltliche Macht war stark, weil sie die Unterstützung der Kirche hatte. Auf diese Art geschah es, dass die russische Philosophie, welche die Vereinigung aller Kräfte sowie die Aufopferung der Individualität als Hauptbedingung des Gedeihens der allgemeinen Interessen betrachtete, den nationalen Willen dem Willen des gewählten Fürsten unterwarf und in dem glücklichen Erfolge den Ausdruck der höchsten Weisheit erblickte, zur Formel: „Gott und der Czar in allem“ gelangte, welche den vollständigen Sieg des Gemeinwesens über die Individualität bezeichnet.

Die Großrussen fassen auch die Religion selbst ganz anders als die Ruthenen auf. Sie halten sich ausschließlich an die kirchlichen Ceremonien, den Ritus, kurz an die äußere Form. Die zahlreichen Secten des Raskols sind nur wegen äußeren Formfragen entstanden. Auch jetzt wird in Großrussland immer über Formfragen gestritten, in Ruthenien hingegen kommt dies nie vor. Die Ruthenen lehnten sich nur selten gegen die kirchliche Autorität auf. Im 11. und 12. Jahrhunderte hatten die Häresien von Adrian und Demetrius und im 16. Jahrhunderte die Häresie von Arius eine gewisse Anzahl Anhänger, aber diese Häresien bezogen sich auf den Geist, den Inhalt der kirchlichen Lehre. „Die einzige Abweichung von der Orthodoxie," sagt Kostomarow, „welche das ruthenische Volk bis zu einem gewissen Grade anzog, war die unierte griechische Kirche." Dieselbe wurde jedoch, meint der russische Historiker, durch Gewalt eingeführt und rief beim Volke einen zähen und blutigen Widerstand hervor. „Im ganzen sind die Ruthenen, obwohl sie der Geistlichkeit das Recht, die Thatsachen ohne Berufung zu weihen nicht zugestanden hatten, der Kirche treuer als die Großrussen gewesen und legten das Hauptgewicht auf den Geist und nicht auf die Formen der Religion."

„Wir haben gesehen, dass die Großrussen sich zuerst in ihrer Kindheit in Wladimir, dann in ihrer Jugend in Moskau concentrirten und schon damals die Eroberung und die Assimilation der Nachbarländer anstrebten. Das nämliche Bestreben äußert sich auch in ihrem religiösen und geistigen Leben, und wir bemerken bei ihnen die religiöse Unduldsamkeit, die Verachtung anderer Nationalitäten, die selbstbewusste Überzeugung ihrer Überlegenheit. Reisende, welche Moskau im 15., 16. und 17. Jahrhunderte besuchten, behaupten einstimmig, dass die Moskowiter fremde Religionen und fremde Völker verachten. Selbst die Czaren, welche in dieser Hinsicht nicht so fanatisch gesinnt waren wie die Massen, wuschen sich die Hände, welche die Botschafter heterodoxer Staaten berührt hatten. Die in Moskau ansässigen Deutschen waren verachtet, und die Geistlichkeit verdammte jeden Umgang mit ihnen. Der Patriarch von Moskau, welcher zufälligerweise einige Deutsche segnete, verlangte, dass man dieselben zwinge, sich von den Orthodoxen durch besondere Kleider zu unterscheiden, damit es ihm künftighin möglich sei, derartige Irrthümer zu vermeiden. Die katholische, die protestantische, die armenische, sowie jede von der orthodoxen noch so wenig abweichende Religion war als verflucht betrachtet. Die Moskowiter sahen sich als das auserwählte Volk an und waren sogar gegen ihre

Glaubensgenossen, die Griechen und die Ruthenen, voreingenommen. Alles, was sich von ihrer Nationalität unterschied, betrachteten sie als häretisch und behandelten jeden Fremden mit größter Geringschätzung."

„Das Mongolenjoch trug unzweifelhaft zur Bildung derartiger Ansichten bei. Jahrhundertlange Demüthigungen unter der Herrschaft eines fremden, andersgläubigen Volkes riefen die Selbstüberhebung und die Neigung, andere zu demüthigen, hervor. Ein freigelassener Sclave ist immer übermüthig. Der seit Peter dem Großen herrschende Enthusiasmus für alles Fremdländische erklärt sich dadurch, dass eine Übertreibung gewöhnlich die Folge einer anderen entgegengesetzten ist." Wir können hinzufügen: das Russland Alexanders III. enthusiasmiert sich für Europa längst nicht mehr.

Das Entgegengesetzte findet in Ruthenien statt. Seit Urzeiten waren die Ruthenen gewohnt, fremde Sprachen sprechen zu hören und mit fremden Leuten, welche andere Sitten und Gebräuche haben, zu verkehren. Als sie sich zum Christenthum bekehrten, theilten sie den Hass ihrer Geistlichen und Lehrer, der Griechen, gegen die Katholiken nicht. Griechen, Armenier, Juden, Deutsche, Polen lebten in ihren Städten frei und in gutem Einvernehmen mit den einheimischen Einwohnern. Als die Polen als Bundesgenossen Jaroslaws nach Kiew kamen, waren sie entzückt von dessen Lebenswandel. Später bei den Kosaken und noch gegenwärtig beim ruthenischen Volke finden wir den Geist der Duldung und den Mangel der nationalen Selbstüberhebung. Weder die katholische Kirche noch die jüdische Synagoge erwecken den Widerwillen des Ruthenen. Er isst, trinkt und befreundet sich nicht allein mit dem Katholiken und dem Protestanten, sondern selbst mit dem Juden und dem Tartaren. Hingegen empört er sich mehr als der Großrusse, wenn ein Fremder seine Nationalität oder seine Religion beleidigt.

Aus der geschichtlichen Übersicht der besonderen Merkmale dieser zwei Nationalitäten ersehen wir, dass in Ruthenien die individuelle Freiheit, in Großrussland der allgemeine Wille das Übergewicht hat. „Nach den Grundanschauungen der Ruthenen beruht die Vereinigung der Menschen auf ihrem gegenseitigen Willen und hört auf, wenn sie nicht miteinander auskommen können. Die Großrussen hingegen erkennen die Unauflöslichkeit und die unbedingte Nothwendigkeit fester Bande an, schreiben deren Knüpfung dem Willen Gottes zu und bemängeln sie daher nicht. In den nämlichen Gebieten des menschlichen Lebens eignen sich die Ruthenen den Geist an, die Russen bemühen sich, eine entsprechende Form zu schaffen. Im politischen Leben bildeten die ersteren

freiwillige Vereine, nur insofern bindend, als dies unbedingt nothwendig war und die individuelle Freiheit nicht bedrohte. Die letzteren trachteten, einen dauerhaften, auf unabänderlichen Grundsätzen basierten und vom Geiste der Einheit durchdrungenen socialen Organismus zu gründen. Die Ruthenen strebten eine Föderation an, die sie nicht zu organisieren wussten; die Russen die Autokratie und die Macht des Staates, die sie auch allmählich erreichten. Die Ruthenen erwiesen sich fürs politische Leben untauglich. Ihre Nationalität hatte das Übergewicht auf russischem Boden, und als die Entscheidungsstunde kam, als sie in Todesgefahr gezwungen waren, sich zu einigen und einen Staat zu gründen, zogen sie sich vom Kampfplatze zurück und überließen die erste Rolle anderen. Das russische Element hat in sich etwas Riesenhaftes, Organisatorisches, besitzt den Sinn für Harmonie, das Gefühl seiner Einheit, eine große Widerstandskraft, läſst sich durch den gesunden Menschenverstand leiten, kann Niederlagen ertragen, die günstige Zeit abwarten und dieselbe meisterhaft ausnützen. Den Ruthenen fehlen diese Eigenschaften. Ihr Freiheitstrieb führte sie zur Lösung aller socialen Bande, zur Anarchie der Ideen und der Tendenzen, und deshalb läuft ihre ganze Geschichte in einem circulus vitiosus ab."

In Bezug auf Poesie und auf die geistige Seite des Lebens sind die Ruthenen den Großrussen weit überlegen. Letztere sind ein praktisches, materielles Volk, welches nur dann, wenn es aus der Sphäre des alltäglichen Lebens heraustritt, sich zur Poesie aufschwingt. Deshalb strebt ihre Poesie das Außerordentliche, das Unmögliche an oder sinkt zur Stufe des Zeitvertreibes, der Unterhaltung herab.

Ein geschichtliches Ereignis bildet sich bei den Russen zu einem Epos oder einer Erzählung aus. Die der Wirklichkeit mehr entsprechenden ruthenischen Lieder glänzen hingegen durch ihren prachtvollen Dichterschwung, ohne sich zu einem Epos zu verdichten. In russischen Liedern finden wir Betrübnis, Zweifel, Nachsinnen, aber nicht jene Träumerei, die in ruthenischen Liedern entzückt, unsere Seele in das Gebiet der Imagination versetzt und unser Herz mit himmlischen Gefühlen schwellt. Nur selten wird in russischen Liedern die Natur erwähnt, während sie in ruthenischen Liedern, von der Poesie durchgeistigt, an der Freude und an dem Kummer der Menschen theilnimmt. Lust und Leid in der Liebe, die Seele jeder Volkspoesie, erhebt sich bei den Russen selten über die bloße Sinnlichkeit; bei den Ruthenen hingegen wird das Liebesglück idealisiert, und es bieten sich uns häufig keusche, anmuthige, erhebende Bilder dar. In russischen Liedern wird

das Weib kaum zum Ideal erhoben und seine Schönheit wird nur in den körperlichen Reizen geschildert. Der Liebende preist nur ihre Gestalt, ihr Gesicht, kümmert sich aber weder um ihre Eigenschaften noch um ihre Tugenden. Das ruthenische Weib hingegen erscheint in der Volkspoesie so schön, so ideal, dass selbst aus tiefer Erniedrigung ihre poetische, keusche Natur noch hervorleuchtet. Der Unterschied dieser zwei Nationalitäten zeigt sich jedoch am deutlichsten in muthwilligen, scherzhaften Liedern. In ruthenischen Liedern erreicht die Ausdrucksweise die kunstvollsten Formen. Der Ruthene begnügt sich nicht mit der Unterhaltung allein, sondern fühlt das Bedürfnis, ihr eine vollendete, geisterhebende Form zu geben. Selbst die sinnliche Seite der Liebe wird mit einem anakreontischen Reize, der sie veredelt und ihre Trivialität maskiert, geschildert. Die russischen Lieder dieser Art hingegen bekunden nur das Erholungsbedürfnis eines durch prosaische Arbeiten ermüdeten Menschen, der sich ohne Kopfzerbrechen, ohne Aufregung und ohne Anspannung seiner Einbildungskraft unterhalten möchte.

(Fortsetzung folgt.)

---

# Zur Geschichte der österreichischen Hofjagd.

Von **Georges Deutsch.**

Die Gewehrkammer in der Wiener Hofburg enthält Gewehre, welche bis in die Zeit Karl V. hinaufreichen und die successive Vervollkommnung der Feuerröhre in anschaulicher Weise darstellen, fast von jedem der regierenden Herren ist ein Gewehr vorhanden, welches zu seinem persönlichen Gebrauche diente, in Elfenbein oder Stahl kunstreich verziert ist, und als Jagdtrophäen sind viele seltene Hirschgeweihe vorhanden.

Die Mitglieder des durchlauchtigsten Hauses Habsburg waren jedoch schon lange vor der Erfindung der Feuerwaffen die eifrigsten Verehrer und Förderer des edlen Weidwerkes und auch in dieser Beziehung ein Vorbild für den Adel der ihnen unterstehenden Länder.

Rudolf I., der Gründer der Macht und des Glanzes seiner Dynastie, war schon als Graf ein eifriger Jäger, und es war gelegentlich einer Jagd, dass er dem mit der letzten Wegzehrung zu einem Kranken eilenden Priester sein Jagdpferd zur Verfügung stellte, damit dieser einen angeschwollenen Waldbach übersetzen konnte. Diese Vorliebe für die Jagd vererbte sich auch auf seine Nachkommen, und unter den Hofchargen findet man schon frühzeitig den Oberstjägermeister; später machte jedoch diese Würde wieder eingegangen sein, weil Rudolf IV. dieselbe wieder einführte, den alten Friedrich von Kreuzpekk als Oberstjägermeister bestellte und demselben die Burg Rappoltskirchen zum Nutzgenusse anwies, welche nunmehr den Namen

„Jägerburg“ erhielt. Übrigens kam Rudolf auf den Einfall, den Titel eines Reichsoberstjägermeisters zu führen, wobei er sich darauf stützte, dass die Herzoge von Kärnten diese Stelle bekleidet hätten und er als ihr Nachfolger daher vollkommen berechtigt sei, den Titel zu führen; es ist indes sattsam nachgewiesen, dass die Kärntner Herzoge nie im Besitze dieser Würde gewesen sind. Unter seiner Regierung lebte Margaretha Maultasche, welche ihm das Land Tirol übertragen hatte, in Wien; die Vorstadt Margarethen, wo sie im schönen Schlösslein wohnte und sich mit der Jagd und Fischerei beschäftigte, soll von ihr den Namen haben. Albrecht III. sorgte für die Errichtung eines Thiergartens in Laxenburg und ließ auch zwei große Teiche anlegen, einen bei Guntramsdorf und den anderen bei Biedermannsdorf die Jagd und Fischerei wurden von den Mitgliedern seines Hofes eifrig betrieben und mit Lust geübt. Albrecht V. war ein besonderer Freund der Jagd und er pflegte zu sagen, dass der Krieg und das Weidwerk für die Männer gehören, der Tanz für die Frauen; für seinen Sohn Ladislaw wurde 1452 bis 1457 der Stadtgraben in Wien als Thiergarten hergerichtet, mit verschiedenem Wild besetzt, namentlich mit Hirschen, und es fanden jährlich Jagden daselbst statt. Unter Friedrich III. waren die Rossau und die nahen Auen in Wien landesfürstliche Jagdgründe, und es kam zwischen den Fischern des Werd und den landesfürstlichen Jägern zu öfteren Streitigkeiten. Beispielsweise klagten die ersteren im Jahre 1489 bei der Wiener Stadtbehörde, dass die Jäger darauf ausgiengen, sie aus der Rossau und den nahen Auen zu vertreiben und auch in den dortigen Maissen nicht holzen lassen wollten. Sigismund, Herr von Tirol und der Vorlande, war ein Freund der Jagd und der Fischerei, und als er in der am 16. März 1490 abgehaltenen Versammlung der Stände die beiden Länder an seinen Vetter Maximilian abtrat, den er sehr liebte, behielt er sich sieben Schlösser vor, die er mit unermesslichen Kosten gebaut und nach seinem Namen getauft hatte, und brachte die letzten sechs Jahre seines Lebens auf denselben abwechselnd mit den erwähnten beiden Lieblingsbeschäftigungen zu.

Maximilian I. war ein leidenschaftlicher Verehrer des Weidwerkes, und Innsbruck und dessen nächste Umgebung waren der Schauplatz seiner vielen gefährlichen Jagdausflüge. Das mehr als sattsam bekannte Abenteuer auf der Martinswand ereignete sich in den Osterfeiertagen des Jahres 1490; in seinem Gefolge befanden sich

Herzog Georg der Reiche von Landshut, die Herzoge Johann und Friedrich von Sachsen, Herzog Wilhelm von Mecklenburg, die Grafen von Naussau, Anhalt, Hohenzollern, Öttingen, Fürstenberg und ein zahlreicher Adel, die meisten derselben sowie die Herren und Damen des Innsbrucker Hofes waren Zeugen der gefährlichen Scene auf der Martinswand; der „Theuerdank" scheint offenbar darauf anzuspielen, dass das Abenteuer weniger das Werk der Jagdlust und der Tollkühnheit war als vielmehr Nachstellung und Verlockung seitens jener geächteten Verwiesenen, welche auch den siebzigjährigen kränkelnden Erzherzog Sigismund durch Geistererscheinungen oder Geisterantworten aus Öfen oder aus frisch zugemauerten Löchern zu allen Extremen verleitet hatten.

Maximilian und sein Gefolge bedienten sich bei den Jagdausflügen gewöhnlich des Jagdspießes; es waren zwei Schäfte im Gebrauche, ein langer und ein mittlerer, ersterer hatte eine Länge von 4, der andere von $2^1/_2$ Klafter, beide waren ganz naturwüchsig, nicht geschnitten, überall ganz gleich stark und mit Stahlspitzen versehen. Max warf entweder das Thier aus, oder er schoss mit dem Schafte den Gemsbock aus seinem Stande herab; er scheint dem Auswerfen der Gemsen den Vorzug gegeben zu haben und mag erst in späteren Jahren zu der Anwendung der Armbrust übergegangen sein. Übrigens besaß er auch in der Handhabung anderer Waffen eine ausgezeichnete Gewandtheit; gelegentlich einer Jagd im Reichenauer Thale bemerkte er einen Gemsbock, welcher sich an eine hohe Steinwand eingestellt hatte und von diesem Stande nicht ausgeworfen werden konnte. Auch ein geübter Schütze aus dem Jagdgefolge traute sich nicht, vom Thale aus mit der Büchse den Bock zu erlegen, und da soll der Kaiser selbst mit dem Stachlinbogen nach dem Bocke geschossen und demselben in einer Höhe von hundert Klafter auf den ersten Schuss getroffen haben. Diese Wand, am Abhange der Raxalpe, ist den Wiener Touristen als „Königsschusswand" bekannt.

Max fand selbst in der Umgebung von Wien ein ergiebiges Jagdgebiet, da sich damals daselbst, namentlich um den Kahlenberg, nach urkundlichen Zeugnissen verschiedenes Raubwild aufhielt, Luchse, Wölfe, Eber und Bären. Er war aber nicht bloß ein unermüdlicher und tollkühner Jäger, sondern sorgte auch für die Hegung des Wildes mit besonderer Sorgfalt. Im Jahre 1500 legte er in einem Eichenwalde bei Laxenburg, die „Mönchsau" genannt, einen Thiergarten

für Damhirsche und eine geschlossene Abtheilung für die Reiherbeize an, welche beide bis auf Karl VI. bestanden; das kaiserliche Jagd- oder Rüdenhaus in der Wiener Vorstadt Erdberg befand sich unter ihm im glänzendsten Zustande, und es waren große Vogelhäuser und Kaninchenberge verbunden, worüber viele Urkunden vorhanden sind; beispielsweise befahl Maximilian am 12. October 1511 von der tirolischen Feste Heimfels aus seinem Vicedom zu Wien, Laurenz Saurer „den Vogl- und Kiniglwerter, Niklas Rot, in dem Garten zu St. Pauli sammt Rüdenhaus, Kinigl- und Vogelwerterei, wieder einzusetzen und auf Lebenszeit unbeirrt darin zu belassen."

Auch der Enkel des Kaisers, Ferdinand I., war ein Freund und Förderer des Jagdwesens. Als gelegentlich der ersten Belagerung der Stadt Wien durch die Türken auch das Rüdenhaus in der Vorstadt Erdberg von den barbarischen Horden zerstört worden war, ließ er dasselbe nach dem Abzuge des Feindes wieder herstellen und mit Mauern umgeben als Wohnsitz der Jäger, als Schießstätte, als Stallung für die englischen, die Wind-, Leit- und Vorstehhunde, welche von den Fleischhauern und Flecksiedern erhalten werden mussten, eine Verpflichtung, welche nach der Erbauung des Jagdschlosses Schönbrunn zum Theil auf den Hundsthurm übergieng; auch das Stift Klosterneuburg hatte die Obliegenheit, Jagdhunde für den Hof zu erhalten, angeblich zur Erinnerung daran, dass durch das Hundegebell der verlorene Schleier der Markgräfin Agnes entdeckt und durch diesen Fund der Anlass zur Stiftung der Canonie Neuburg gegeben wurde.

Nach einem Verzeichnisse des Hofstaates vom Jahre 1555 hatten die kaiserlichen Jäger und Falkner eine Monatsgage von 10 fl. und waren in dieser Beziehung den Hosenschneidern, Rockschneidern, Leibschneidern und Leibschustern gleichgestellt. Diese Bezahlung war eine ganz ansehnliche, nicht nur mit Rücksicht auf die damaligen Preise der verschiedenen Bedarfsartikel, sondern auch aus dem Grunde, weil selbst hochgestellte Personen nach der Anschauung der Gegenwart nur geringfügige Geldbezüge hatten; beispielsweise erhielt der Oberst-hofmarschall Hans Trautsohn zu Sprechenstein monatlich 91 fl. 40 kr., von welchem Gehalte er sieben Pferde zu erhalten hatte, und die Bezüge des ungarischen Kanzlers und Graner Erzbischofes Nikolaus betrugen monatlich bloß 50 fl. Unter der Regierung Ferdinand I. war übrigens schon die Sitte üblich, dass am Neujahrstage der

Oberststallmeister und der Oberstjägermeister aus ihren Wohnungen zu Pferde unter Vorantritt des ihren Stäben angehörigen Personales ihren Einzug nach Hofe hielten.

Trotz der damaligen äußerst strengen Strafen gegen die Wilderer machte der Kaiser bei Wildfreveln in seinen Forsten von denselben keinen Gebrauch. Er hatte einmal in der ersten Aufwallung des Zornes befohlen, einem Wilddiebe die Augen auszustechen; als sich aber der Unmuth gelegt und er sich eines Besseren besonnen hatte, sagte er: „Ein Jäher gibt keinen guten Jäger; ich habe mir die Sache überlegt und finde nicht, dass ich jemanden meines Vergnügens wegen etwas nehmen sollte, was ich ihm nicht wieder geben könnte, wenn er sich bessern würde. Lasst ihm die Augen, Ihr werdet wohl noch andere Mittel finden zu verhindern, dass er sich fernerhin nicht mehr in meiner Wildbahn straffällig macht." Andere Fürsten jener Zeit waren nicht so milde gesinnt; beispielsweise soll der Salzburger Erzbischof Michael im Jahre 1537 einen Bauer, weil er einen Hirsch erlegte, der ihm an seinen Feldfrüchten geschadet, mit Ketten auf einen lebenden Hirsch binden und diesen mit seiner Last haben laufen lassen.

Von den Söhnen des Kaisers zählte sein Nachfolger Maximilian II. das Weidwerk zu seinen besonderen Vergnügungen.

Vor allem giengen seine Bemühungen dahin, die kaiserlichen Reviere um Wien auszudehnen und zu vergrößern. An der Gebirgsseite von Wien, auf welcher der Hochwald von Laub- und Nadelholz, namentlich aber von Eichen und Lärchen bis an die Weinberge auf den Wiener Vorstadtgründen reichte, kaufte er die Katerburg, das heutige Schönbrunn, richtete daselbst ein Jagdschlösschen ein und erbaute in der Nähe für seine Jagdhunde eine Rüdenhaus, von welchem die Wiener Vorstadt Hundsthurm ihren Namen erhielt. Den heutigen Prater suchte er für seine Jagdlust und zu ungestörten Spaziergängen in der Waldeinsamkeit von seinen bisherigen Besitzern mittelst Kauf, Tausch oder wenigstens pachtweise an sich zu bringen. Die Ufer waren Eigenthum des Stiftes Klosterneuburg, die Stadt Wien besaß einen großen Fleck, noch später das Stadtgut genannt, sammt der Stierwiese, einiges gehörte den Nonnen zur Himmelspforte, den Chorherren zu St. Dorothea und den Jesuiten. Es war erst infolge dieser Einlösungen möglich, den Prater zu schließen und durchaus jagdgerecht zu machen. Als im Jahre 1574 König Heinrich III. von Polen, ein Bruder Karl IX. von Frankreich, auf der Reise in seine

Heimat auch Wien besuchte und sich daselbst fünf Tage als Gast des kaiserlichen Hofes aufhielt, wurde ihm zu Ehren eine prächtige Jagd im Prater gegeben und eine andere im Thiergarten des Neugebäudes bei Simmering. Schon am 14. September 1569 hatte Maximilian seine Hofjäger und Jagdknechte durch den Vicedom Hannsjörg von Kuefstein in die Venediger Au anweisen lassen, welche er von dem Stifte Klosterneuburg erhalten hatte, und schon ein Jahr später standen daselbst 18 Häuser in gerader Linie, daher „die Jägerzeile" genannt, von allen Truppeneinquartierungen befreit und jedes mit der Befugnis des Wein- und Bierausschankes begabt.

Maximilian ließ sich aber nicht bloß die Vergrößerung der kaiserlichen Reviere angelegen sein, sondern sorgte auch für die Errichtung von Thiergärten und Fasanerien. In Schönbrunn entstand ein Thiergarten, zwischen Simmering und Ebersdorf ein Fasan- und Moufflongarten; mit welcher Aufmerksamkeit er die damals noch neue Fasanenzucht behandelte, beweisen die von ihm für die zwei Fasanenwärter erlassenen Instructionen. Übrigens waren die kaiserlichen Jagdgehege in der Umgegend von Wien noch reich an Roth- und Schwarzwild, an Hasel-, Fasš- und Birkhühnern, an Trappen und Wildenten. Luchse, Füchse, Wölfe und sogar Bären waren in den kaiserlichen Gehegen an der Schwarzach, Leitha, Fischa, Piesting, Triesting und Schwechat, also in der nächsten Nähe von Wien, keine Seltenheiten. Dieses Raubwild wurde mit Schweiß- und Bluthunden, welche die Nachbarklöster Neustadt, Neuberg und Melk erhalten mussten, eifrig gejagt.

Trotz des soeben angeführten Wildreichthums scheint aber das kaiserliche Jagdwesen, an dessen Spitze Wolfgang Sigmund Freiherr von Auersperg als Oberstlandjägermeister stand, in keinem besonders günstigen Zustande gewesen zu sein, da Maximilian sich veranlasst fand, durch das Jagdpatent vom 30. Mai 1575 eine vollständige Reform der Land- und Hofjägerei für Österreich ob und unter der Enns einzuführen. Dieses Patent wurde von dem verstorbenen mährischen Landeshistoriographen Dr. Beda Dudik in einem Papiercodex der Nikolsburger Schlossbibliothek aufgefunden und veröffentlicht; es liefert einen interessanten Beitrag zur Geschichte des damaligen Jagdwesens und gibt namentlich eine Üebersicht der Zustände der Hofjagd.

Im Eingange des Patentes sagt der Kaiser, er habe die Überzeugung gewonnen, dass bisher in dem Hof- und Landjagdwesen sehr

bedenkliche Unordnungen, Mängel und Gebrechen um sich gegriffen hätten, dass verschiedene kaiserliche Jagdreviere entweder gänzlich dem Besitze des Hofes entzogen oder infolge der Holz- und Weidenutzung seitens der Unterthanen verwüstet wurden, dass die Forstmeister und Forstkuechte ihren Dienst vernachlässigten, mit den Geldern übel hausten und aus diesen Ursachen dem Hofe nur Schaden zufügten. Um diesen Übelständen ein Ende zu machen, werde die strenge Reformation und Ordnung eingeführt, die stricte Durchführung derselben anbefohlen und den Oberstlandjägermeistern der Auftrag ertheilt, sich genauestens nach den erlassenen Vorschriften zu richten.

Von den Brüdern des Kaisers waren Erzherzog Ferdinand von Tirol und Erzherzog Karl von Steiermark besonders eifrige Jäger.

Erzherzog Ferdinand legte ringsumher um das Schloss Ambras in Tirol an den Abhängen und in den vom Altranserbache gebildeten Wildthale mehrere Teiche mit seltenen Fischen, Hasengehege, Wildplätze und Thiergärten an.

Erzherzog Karl war ein besonderer Jagdliebhaber und seine Zeitgenossen sagten von ihm, dass er in dieser Beziehung sogar seinen Vater Ferdinand übertroffen habe, namentlich vor seiner Vermählung soll er einen großen Theil seiner Zeit iu den Wäldern zugebracht haben, wobei jedoch zu berücksichtigen ist, dass für ihn die Bewegung auf der Jagd ein Vorbeugungsmittel gegen manche körperliche Übel war, und andererseits sorgte er stets dafür, dass seine Vorliebe für das Weidwerk, welche er mit allen Fürsten jener Zeit theilte, den Unterthanen die möglichst geringen Nachtheile zufügte, und war auch stets bereit, den constatierten Wildschaden zu ersetzen. Er erließ auch in dieser Hinsicht sehr zweckmäßige Verfügungen, gab den Landleuten die niedere Jagd frei und verordnete, dass die Forstknechte keine Strafbefugnis haben sollten und selbst denjenigen, welchen sie bei Wildfreveln ertappten, nur anzuzeigen hatten, während das Erkenntnis gegen denselben nur in Gegenwart seines Grundherrn zu fällen war; auch durften die Forstknechte den Bauern die Büchsen aus den Häusern nicht wegnehmen, es war vielmehr den letzteren gestattet, sich nach Belieben im Schießen zu üben, nur nicht im erzherzoglichen Wildbann. Für die Jagdfrohnden bewilligt er eine kleine Entschädigung, und die Anzeigen der Landleute, dass ihnen durch den Wildstand ein Schaden zugefügt worden sei, wahm er nicht nur mit Wohlwollen auf, sondern war auch immer zur Abhilfe bereit. Allein die Forstbedienten vereitelten die Interventionen des Erzherzogs, indem

sie nach eigener Willkür vorgiengen. Im Gegensatze zu seinem ausdrücklich ausgesprochenen Willen wurden die Wälder vermehrt, das Wild selbst an solchen Orten gehegt, wo sich früher keines gezeigt hatte, und das schon vorhanden gewesene Wild, besonders Schwarzwild, in einer solchen Menge gehegt, dass es dem Lande den größten Nachtheil brachte. Weiters wurde da den Landleuten die niedere Jagd verkümmert, und hie und da fand eine Zerstörung der Vogeltennen statt, den Bauern riss man die Zäune um die Felder ein, wodurch dieselben vollends der Verwüstung durch das Wild preisgegeben waren; die Jagdfrohnden wurden erbarmungslos verlangt, die Unterthanen sogar von der Arbeit zu denselben gepresst, Pferde und Ochsen ihnen mit Gewalt weggenommen und vor die Wagen zu den Jagddiensten gespannt Die Forstbedienten ersannen verschiedene Straffälle und wandten dieselben bisweilen auch auf Landleute an, sie legten sogar Selbstgeschosse an solchen Orten, an welchen Menschen vorübergehen mussten, wodurch manche Gefahr liefen, beschädigt zu werden. Die Landleute wandten sich an den Erzherzog, damit er eine Abhilfe für diese Übelstände schaffe; trotz des Widerstrebens seiner Umgebung ließ er diese Bitte nicht ungehört verhallen und konnte auf dem Landtage mittheilen, dass er bereits die Verminderung des Wildstandes anbefohlen habe.

Der jährliche Aufwand für die Jagd betrug 18.000 fl., eine Auslage, welche mit Rücksicht auf die Einkünfte des Erzherzogs und andere wirklich dringende Verwendungen allzu groß war. Übrigens hatte Karl bei seinen Maßnahmen zur Schonung der Unterthanen auch mit dem Widerstreben hochgestellter Personen zu kämpfen und musste sogar seinem Jägermeister Konrad von Thanhausen deshalb einen ernstlichen Verweis ertheilen, weil dieser sich hinsichtlich seiner Befehle wegen Nichtbelästigung der Unterthanen saumselig gezeigt hatte.

Noch in der Gegenwart erinnert ein Denkmal an die Jagdlust des Erzherzogs, es ist dies die sogenannte Fürstentafel, ein ovaler Stein, 34 Zoll lang, 25 Zoll breit, 16 Zoll dick, drei Stunden von Minkendorf in Krain, mit der Aufschrift:

Ao 1564
Die 29. Aprilis
Carol. Archidux Austriae
hic pransit
000

Hier hat der Erzherzog, nachdem er am Tage zuvor, wie noch der auf dem Rathhause befindliche Huldigungssessel beweist, die Huldigung in Laibach entgegengenommen, wahrscheinlich auf einer Gemsenjagd das Mittagessen eingenommen.

Die Gemahlin des Erzherzogs, Maria von Bayern, begleitete ihn häufig auf seinen Jagdausflügen und behielt die Vorliebe für das Weidwerk auch im Witwenstande bei; noch fünf Monate vor ihrem Ableben, am Ende des Jahres 1607, war sie bei einer Biberjagd auf dem Landhause ihres Geheimschreibers Peter Casal. Ihre Jagdlust war so groß, dass sie selbst zu der Zeit, als die Türken gegen Kanisza zogen, in den Revieren von Judenburg auf der Hirschjagd war, was ihren Hofmeister Max von Schrattenbach zu dem Rathe veranlasste, sie thäte besser, früher zurückzukehren. „Nicht Feindesgefahr," schrieb er, „mache solches räthlich, sondern der Leute Gerede; es möchte sonst heißen, an der Jagdlust wäre Ihrer Durchlaucht mehr gelegen als an des Landes Grenzen und Bewohnern. Die Welt wäre eben gar böse."

Von den Söhnen Maximilian II. war Rudolf II. vermöge seiner Gemüthsbeschaffenheit für die Pflege der Jagd nicht geschaffen; 20 Jahre seines Lebens brachte er gleich einem Einsiedler in der Königsburg am Hradschin zu und begnügte sich damit, stundenlang in den Stallungen die edlen Pferde zu besichtigen, ohne dass er je eines derselben bestieg, und seinem Löwen täglich mit eigener Hand das Futter zu reichen; als sein schöner, treuer Löwe geendet hatte, brach dem armen Fürsten das Herz, und er gieng am 20. Jänner 1612 in das Jenseits hinüber. Rudolf scheint Jagden nur gelegentlich des Besuches seiner Verwandten veranstaltet zu haben; beispielsweise schreibt sein Bruder, Erzherzog Ernst, von einer Jagd, welche ihm zu Ehren in der Nähe von Prag stattfand, und auf der sie 159 Hirsche erlegten.

Wenn aber Rudolf auch so wenig sich als Jäger betheiligte, so hatte er dagegen in seiner Prager Kunstkammer, welche aus vier großen Zimmern, mehreren Gallerien und Sälen bestand, Jagd-, Sperber- und Reitzeug, 170 bis 180 verschiedene kostbare Schißwaffen, mehrere Seitenwaffen mit goldenen und silbernen Gefäßen und Jagdgeräthe; der größere Theil dieser Waffen befindet sich jetzt im Skokloster (Waldkloster), welches auf dem Wege nach Upsala am Ufer des Mälarsees so traulich und lieblich liegt, und wohin sie der schwedische General Wrangel gebracht hatte. Auch im Schlosse

Laxenburg zeigt man ein prachtvolles Bett, welches dem Kaiser gehört hatte und aus seinem Jagdschlosse Kilb in Oberösterreich stammt.

Im Jahre 1590 überließ Rudolf die Katerburg nächst Wien seinem Kriegszahlmeister Egyd Gattermeyer — nach diesem nannte das Volk das Schlösschen sammt dem angrenzenden Wäldchen das „Gatterschloss" und „Gatterhölzel", und am 7. August 1592 gebot er: „Niemand soll in unserer Au, dem Prater zur Sommers- oder Winterszett gehen, reiten, fahren, holzen, jagen oder fischen, ohne Willen des kaiserlichcn Forstknechtes Hanns Bengel."

Der Bruder und Nachfolger Rudolfs, Kaiser Mathias, jagte vor seiner Thronbesteigung häufig in der Nähe der Katerburg; als Regent ließen ihm die mannigfachen Sorgen fast keine Zeit zur Pflege dieses Vergnügens. Im Jahre 1619 fand er bei der Katerburg ein liebliches Brünnlein nach welchem diese „Schönbrunn" genannt wurde, er erweiterte auch das Jagdschlösschen. Die kaiserlichen Jagdhunde befanden sich auch zu dieser Zeit noch im nahen Hundsthurm.

Ferdinand II. hatte die Lust und Liebe zur Jagd von seinen Eltern geerbt, dem Erzherzog Karl von Steiermark und dessen Gemahlin Maria; von seiner Jugend an bis zu seinem Lebensende liebte er die Jagd und die Reiherbeize und pflegte zu sagen, dass ihn bei drei Beschäftigungen niemals die Langeweile beschleiche, bei dem Gottesdienste, im Rathe und auf der Jagd. Bei seinen Jagden waren ihm Kälte, Hitze, Regen und Schnee, das frühe Aufstehen und späte Niederlegen nicht im mindesten beschwerlich, und die Ärzte hielten die Bewegung auf der Jagd seiner Gesundheit sehr zuträglich. Ferdinand war nicht bloß ein trefflicher Schütze, übertraf im Hetzen und Aufthun des Wildes die Mehrzahl seiner Begleiter und fand im Abfangen des Schweines ein besonderes Vergnügen, sondern behandelte die Jagd auch vom wissenschaftlichen Gesichtspunkte und stand namentlich mit dem Churfürsten von Sachsen, dessen Wildbahn berühmt war, im Briefwechsel über Jagdangelegenheiten. Unter seiner Vorliebe für das Weidwerk litten die Geschäfte nicht im geringsten, trafen Eilboten während einer Jagd ein, so mussten sie unverweilt in das Revier geschickt werden, in welchem er eben weilte, und er nahm auch gewöhnlich einige Räthe zu den Jagden mit, damit sie über die Einläufe berichteten und allfällige Ausfertigungen vorbereiteten. Der Ertrag der Jagden wurde an fremde Botschafter, an fürstliche Personen und an Klöster vertheilt.

Wie eifrig von ihm die Jagd gepflegt wurde, mag man daraus entnehmen, dass sie in der betreffenden Zeit täglich, oft vor und nach dem Mittagessen, abgehalten wurde; im October begann der Lerchenfang.

An den Jagden des Kaisers nahmen seine zweite Gemahlin Eleonora, die beiden Söhne Ferdinand und Leopold Wilhelm, bisweilen auch die Töchter Maria Anna und Cäcilie Renata theil; letztere scheinen jedoch zu diesem Vergnügen nicht so häufig zugezogen worden zu sein, als ihnen angenehm gewesen wäre, denn Cäcilie Renata schreibt an Leopold Wilhelm aus Wels: „Immer sind Jagden und wir müssen daheim bleiben." Die beiden Erzherzoginnen wurden vom Kronprinzen Ferdinand im Schießen unterrichtet. Die sonstigen vornehmsten Begleiter des Kaisers auf seinen Jagden waren Karl Teufel, Graf Trauttmansdorf, Freiherr von Losenstein, Spinelli.

Die Kaiserin Eleonora konnte anfangs im Jagdwesen keine Übung haben, weil sie in einem Kloster erzogen war, sie betheiligte sich daher nur aus Liebe zu ihrem Gemahl an seinen Jagden, wurde aber später eine solche Verehrerin der Jagdfreuden, dass sie in seiner Begleitung namentlich häufig bei Laxenburg jagte, wo damals Wild im Überflusse vorhanden war.

Von den Brüdern Ferdinands waren die Erzherzoge Leopold, Maximilian und Karl besonders für die Jagd eingenommen. Ersterer entgieng einst bei der Verfolgung eines Bären einer großen Gefahr; Maximilian, Comthur des deutschen Ordens, wusste sich trotz seiner schwächlichen körperlichen Beschaffenheit immer zu beschäftigen und wurde abwechselnd entweder in dem Geschäftszimmer oder auf der Jagd angetroffen; Karl wurde, als er bereits Bischof war, darauf hingewiesen, dass er seine Zeit bei günstiger Witterung besser verwenden könnte als zum Jagen, Fischen und Reiten.

Ferdinand beschränkte seine Jagden auf die Reviere um Wien; nur wenn er, was selten der Fall war, in einem anderen seiner Länder sich aufhielt oder durch ein solches reiste, pflegte er auch dort das Jagdvergnügen. In allen Ländern, namentlich in Niederösterreich, suchte er die Reviere auszudehnen, ihren Bestand zu erweitern, Eingriffe in dieselben abzuwehren; Innerösterreich betrat er zwar seit seiner Wahl zum Kaiser nicht mehr, behielt aber das Jagdwesen daselbst mit allen Einzelnheiten im Auge; Oberösterreich gewährte ein reiches Jagdrevier, die Forste um Garsten waren namentlich für

Wildschweine bestimmt; in Böhmen besaß der Kaiser die reichsten und ausgedehntesten Jagdreviere.

Der Wildstand war sehr zahlreich. Gelegentlich der Vermählung des Kronprinzen Ferdinand im Frühjahre 1631 wurden 1500 Hirsche zu einer Jagd zusammengetrieben, da aber die Jagdzeit für dieses Wild noch nicht da war, ließ man die Hirsche auseinandergehen und begnügte sich mit Bären, Wölfen und Füchsen. Man fand viele Hirsche, welche 4, ja über 5 Centner schwer waren; es wird auch solches Wild im Gewichte von 569, 575 und 578 Pfund erwähnt; Schweine kamen im Gewichte von 4 und mehr Centnern, über 4 Fuß hoch und bei 7 Fuß lang vor; Wölfe waren im Prater; an einem Tage erlegte der Jäger Caspar 7 Stück daselbst und 1 Stück in der Wunderstorfer Au bei Laxenburg.

Der ungemein starke Wildstand war zwar den Interessen der Landwirtschaft abträglich; der Kaiser ließ aber den erhobenen Wildschaden oft reichlicher vergüten, als er von den Beschädigten selbst angegeben worden war. Wurde ein Bauer bei den Jagden von einem Wildschwein verwundet, so ließ ihn der Kaiser nach der Stadt bringen, durch seine eigenen Ärzte behandeln und nach erfolgter Wiederherstellung mit Kleidern und Geld beschenken.

Die Leitung des kaiserlichen Jagdwesens hatte der Oberstjägermeister und Großfalkonier Bruno Graf Mannsfeld; von ihm wird gerühmt, dass er die Hofjagd zu einer solchen Vollkommenheit brachte, wie sie vor ihm nicht bestand und auch nirgend anderwärts gefunden wurde. Die Zahl der Jagdbediensteten in der Umgebung des Kaisers betrug anderthalbhundert, in den verschiedenen Provinzen, in denen für die allfällige Ankunft des Kaisers alle Vorbereitungen zu der Jagd getroffen sein mussten, waren der Jagdbediensteten ebenfalls nicht wenige.

Die Einrichtungen für die Hofjagd waren musterhaft. Zu den Wasserjagden war ein Brückenwerk bei Mannswörth anzulegen und die dazu erforderlichen Anker und Seilwerke mussten nach Aspern geschafft werden; auch waren für diese Jagdart Spitzplätten und Spitzzillen vorhanden. In Laxenburg waren Vogel- und Taubenfänge eingerichtet, ein kaiserliches Jägerhaus befand sich in Erdberg, der Hundezwinger in Hundsthurm. Der Kaiser besaß Jagdhunde aller Art, die sein Stolz waren, und die seltensten Stoßvögel, welche man auftreiben konnte.

Die Unterthanen waren nicht bloß zur Jagdfrohnden verpflichtet — beispielsweise ordnete im Jahre 1621 ein Patent diese Art Dienst-

leistungen für Wolfsjagden — sondern es haben sich auch mehrere Erlässe erhalten, welche die Verabfolgung von Rüden-, Ketten- und Schäferhunden zur kaiserlichen Schweinsjagd anordnen; während der Zeit, in welcher sie nicht verwendet wurden, scheinen die Hunde behufs ihrer Erhaltung reichen Klöstern zugewiesen gewesen zu sein; um nur einen Beleg für diese Ansicht beizubringen, sei erwähnt, dass in einem Befehle vom 6. Jänner 1632 dem Abte des Stiftes Lilienfeld die Ernährung eines Rüdenknechtes sammt 25 Rüden aufgetragen wird.

Ferdinand III., der Nachfolger Ferdinand II., war ein häufiger Begleiter seines Vaters auf dessen Jagdausflügen. 1630 gerieth er auf einer Jagd in eine sehr bedenkliche Gefahr; er besuchte damals mit väterlicher Erlaubnis einige deutsche Städte, Nürnberg, Augsburg, München und schließlich seinen Oheim, Erzherzog Leopold, in Innsbruck. Eines Tages schoss er bei einer Gemsenjagd von einem Felsen mit keinen Stücken nach den Thieren, die Kugel prallte von dem Felsen zurück, und der Kronprinz wurde nur dadurch vor jeder Verletzung bewahrt, dass dieselbe ein silbernes Schreibtäfelchen in seiner Tasche traf und auch in zwei Theile riss. Erzherzog Leopold gestand im ersten Augenblicke, in seinem ganzen Leben durch nichts so erschreckt worden zu sein.

Nach seiner Thronbesteigung fand Ferdinand III. angesichts der fortdauernden Kriege nicht sonderlich viel Muße, um sich mit der Jagd beschäftigen zu können. Die Hofjagd unterstand noch immer dem Grafen Mannsfeld, auch der Wildstand war zahlreich, Wildschweine im Gewichte von 5 Centnern gehörten nicht zu den Seltenheiten.

Unter Leopold I., welcher seinem Vater Ferdinand III. auf den Thron folgte, fanden Reiherbeizen im Frühjahr und Herbste in Laxenburg statt, und behufs einer bequemeren Verbindung mit Wien ließ der Kaiser die noch jetzt bestehende Allee von Laxenburg zur Wieden herstellen.

Wenn man einem Chronisten glauben darf, soll unter der Regierung Leopolds mit abgerichteten Leoparden, einem Geschenke des Sultans, in Laxenburg gejagt worden sein. Die zu dieser Jagdart bestimmten Jäger waren beritten, hinter jedem kauerte auf der Croupe des hierzu dressierten Pferdes ein Leopard, ruhig, fest angekrallt an die weiche starke Decke, welche zum Schutze des Pferdes gegen Verwundungen bestimmt war. Sobald der Leopard ein Wild erblickte, war er mit einem Satze herunter und jagte das Thier, welches dem mächtigen Schlage seiner Pranke, seinem scharfen Gebisse

nicht entgehen konnte. Nach gethaner Arbeit schwang sich der Leopard wieder ruhig auf den Rücken des Pferdes, bis ihn das Vorkommen anderen Wildes zu abermaliger Thätigkeit rief.

Ein wesentliches Verdienst erwarb sich Leopold durch die Regelung der Verpflichtung der Bewohner vieler Wiener Vorstädte zur Leistung der Jagdfrohnden. Die landesfürstlichen Jagden in der Umgegend Wiens waren für viele Vorstadtgründe, welche dazu Robot leisten mussten, eine schwere Last, daher sich auch so viele Vorstellungen dagegen in den Acten jener Zeit finden; die schon durch die friedericianische goldene Bulle vorgeschriebene Entfernung eines Tages und die Grenzen bis Traiskirchen, Minkendorf, Schwechat, Klosterneuburg und Königstetten waren oft überschritten worden. Am 23. Juni 1689 kam ein Vergleich mit dem Oberstjägermeisteramte zustande, in welchem festgesetzt wurde, dass zu jeder kaiserlichen Jagd aus allen Vorstädten, von den der städtischen Gerichtsbarkeit unterliegenden Häusern, der Reihe nach immer von anderen, zusammen 50 Mann gestellt werden sollten. Die Weißgerber hatten die Jagdhunde zu ernähren und blieben dagegen von der Jagdrobot befreit; die Leopoldstadt erhielt die gleiche Befreiung, wogegen sie aber die Jagden im Prater mit Menschen und Pferden zu versehen hatte; den in der Leopoldstadt einquartierten Jungjägern und Plankenknechten sollte es vergönnt sein, jährlich 60 Eimer Wein oder Bier ohne Entrichtung des Tatz- oder Umgeldes auszuschänken, jedoch nur von einerlei Gattung und in den ihnen zugewiesenen Quartieren; auch sollten sie nicht auskochen und ihre Unterkunft nicht in oder neben Gasthäusern erhalten.

Gleich seinen Vorfahren war auch Leopold auf die Erhaltung der Gerechtsame der Hofjagd bedacht. Als er am 25. September 1693 den Grund der Weißgerber um den Preis von 10.000 fl. an die Stadt Wien überließ, blieben das Sandwerfen an der Donau, der kaiserliche Holzlegstadel und das Jagd- oder Rüdenhaus von dem Verkaufe ausgeschlossen.

Zwei Verwandte des Kaisers waren hervorragende Jäger: Erzherzog Ferdinand Karl von Tirol, welcher auf einer Jagdpartie in Kaltern an den Kinderblattern starb, ohne männliche Erben zu hinterlassen, und der Breslauer Bischof Franz Ludwig, Pfalzgraf von Neuburg, welcher namentlich auf der deutschen Ordensherrschaft Freudenthal mit besonderem Eifer dem Weidwerke oblag und in dieser Gegend auch den letzten Bären erlegt haben soll.

Josef I., der Sohn und Nachfolger Leopold I., war mit besonderer Vorliebe dem Jagdvergnügen ergeben, und erst die vielen Jagdausflüge gaben seiner beinahe weiblichen Schönheit ein männliches Aussehen. Als er am 12. April 1711, an welchem Tage er bei den Carmelitern auf der Laimgrube in Wien gespeist hatte, von einem allgemeinen Unbehagen beschlichen wurde, wollte er das Übel durch einen scharfen Heimritt beheben, und am anderen Tage sollte die Bewegung auf der Jagd nachhelfen, allein beide Mittel erwiesen sich als nutzlos, und schon am 17. April schied er infolge der Pocken aus diesem Leben.

Karl VI., der Bruder Josef I., war ein ausgezeichneter Schütze und trefflicher Reiter, welche beiden Eigenschaften er sich durch unausgesetzte Übung angeeignet hatte; die Jagd betrieb er mit einer der Gegenwart fast unglaublich scheinenden Leidenschaftlichkeit; übrigens kräftigte er gerade durch die stete Bewegung auf der Jagd und zu Pferde seine Gesundheit.

In Böhmen jagte er öfters, namentlich im Jahre 1723, in welchem er zum Könige gekrönt wurde, auf der Herrschaft Brandeis, welche damals der Familie Trauttmansdorff gehörte, und wo sich ihm der Prinz Franz von Lothringen, sein nachmaliger Schwiegersohn, zum erstenmal vorstellte. Damals war es auch, dass er sich den vom Grafen Franz Anton Spork, einem edlen, wohlthätigen und um sein Vaterland sehr verdienten Manne, gestifteten St. Hubertus-Jagdorden, der in einem goldenen Jagdhorn bestand, über welchem ein goldenes Schaustück mit dem Bilde des heiligen Hubertus hieng, in feierlicher Weise umhängen ließ. Graf Spork ließ zur Erinnerung an der Stelle, an welcher die Feierlichkeit stattgefunden hatte, ein schönes Denkmal von Stein errichten und viele goldene und silberne Münzen prägen; in den Orden wurden noch weiters aufgenommen: die Kaiserin Elisabeth Christine, König August von Polen, König Friedrich Wilhelm I. von Preußen, die Kurfürsten von Mainz, Trier und Köln und viele andere deutsche Fürsten. Am 5. Jänner 1732 hatte der Kaiser gelegentlich einer Jagd auf dem Wege von Brandeis nach Altbunzlau das Unglück, den Fürsten Adam Schwarzenberg tödlich zu verwunden, so dass dieser nach wenigen Stunden seinen Geist aufgab. Auch die Burg in Wiener-Neustadt besuchte Karl öfters und unterhielt sich im Thiergarten daselbst mit Damhirsch-, Fasanen- und anderen Jagden, der in jener Zeit eifrig gepflegten Reiherbeize und dem damals sehr beliebten Forellenstechen.

Was die regelmäßige jagdliche Thätigkeit des Kaisers betrifft, so fand schon im März, jedenfalls aber vor Ostern, in Laxenburg die erste Jagdlustbarkeit statt, welche in dem „Fuchsprellen" bestand, und während des Sommeraufenthaltes in dem genannten Schlosse begab sich der Kaiser täglich um 9 Uhr morgens und nachmittags wieder zur Reiherbeize. Jedes Jahr gieng der Kaiser in den ersten Tagen des October in Begleitung seiner Gemahlin und seiner beiden Töchter nach Halbthurn, einem in Ungarn unfern der österreichischen Grenze gelegenen Schlosse, um daselbst der Jagd obzuliegen; als 1739 Österreich einen erniedrigenden Frieden geschlossen hatte und er darüber schmerzlich bewegt war, gewährten ihm auch die Jagden in Schlosshof und Halbthurn nur wenig Zerstreuung, und schon im folgenden Jahre gieng er in der Nacht vom 19. auf den 20. October in der Favorita auf der Wieden in Wien in das Jenseits hinüber.

Die Gemahlin des Kaisers, Elisabeth Christine, war ebenfalls eine leidenschaftliche Freundin der Jagd, und es freute sie, wegen ihrer Geschicklichkeit in der Handhabung des Schießgewehres gerühmt zu werden; ausführlich berichtet sie über ihre Hirschjagden in Prater und in anderen Revieren, „denn ich bilde mir ein," fügt sie hinzu, „ich schieße extra gut". An den Schießübungen ihres Gemahls betheiligte sie sich mit ihren Töchtern Maria Theresia und Maria Anna.

Karl VI. hegte als leidenschaftlicher Jäger einen allzu zahlreichen Wildstand in der nächsten Nähe von Wien, wodurch dem Landvolke vielfacher Nachtheil verursacht, infolge dieser Schädigung seine Popularität wesentlich beeinträchtigt und eine gereizte Stimmung gegen ihn hervorgerufen wurde. Als die ungünstige Witterung während des Monates October 1740 die Weinfechsung nahezu vernichtet hatte und auch eine große Theuerung der Lebensmittel herrschte, wurde die allgemeine Aufregung nur noch mehr gesteigert: es fanden nicht nur Zusammenrottungen statt, sondern das Landvolk begann auch einen Vernichtungskrieg gegen die kaiserliche Wildbahn und wurde nur dadurch besänftigt, dass Maria Theresia selbst das Wild in großen Mengen abschießen ließ.

Das Raubwild war unter Karl VI. noch zahlreich. In dem fürchterlichen Winter des Jahres 1729 wagten sich in Niederösterreich die Bären bis in die Gegend von Baden hervor, die Wölfe heulten bei einbrechender Nacht nicht nur bis an die Wiener Linien, sondern fielen in ihrem Heißhunger auch Menschen und Thiere an; in der

Au hinter Korneuburg wurden von einem durch sie zerrissenen Manne noch die Füße in den Stiefeln und häufig Beine und Schuhe anderer Unglücklicher gefunden. Auch Hirsche und Rehe wurden häufig auf den Glacis, ja sogar auf den Schiffen bei der Schlagbrücke in Wien gefangen.

Von der Kaiserin Maria Theresia sagte ihre Mutter Elisabeth Christine, dass sie zwar Gewandtheit im Schießen, nicht aber auf der Jagd zeige. Auch nach dem Antritte der Regierung wohnte sie nur selten einer Jagd bei, und wenn sie es that, geschah dies nur aus Liebe zu ihrem Gemahl.

Was den Jagdstaat unter Maria Theresia betrifft, so bestand das oberste Hof- und Landjägermeisteramt und das Obersthoffalkenmeisteramt. Der Obersthof- und Landjägermeister war von dem Oberst-erblandjägermeister gänzlich verschieden, die Würde des letzteren beruhte auf einem bloßen Titel und trat nur an Huldigungstagen in Action; dem ersteren unterstand aber das Secretariat und die k. k. Hofjägerei, zu welcher die Forstmeister zu Ebersdorf, im Prater, zu Baden, im Auhofe, zu Neustadt und zu Wolkersdorf mit 67 Forstbediensteten, 1 Jagdchirurg, 10 reitende Jäger, von denen täglich einer den Dienst bei Hofe hatte, 32 Jungjäger, verschiedene Fasanenwärter, Reisjäger, Gehegbereiter, Damhirschwärter, Aufseher 1 Rüdenmeister mit den Seinigen und 1 Geschirrmeister mit der Plachenpartei, im ganzen 151 Personen, gehörten. Der Obersthoffalkenmeister bekleidete zugleich die Würde des Obersterblandfalkenmeisters, und ihm waren das Secretariat und die k. k. Falknerei untergeordnet, welche letztere in Laxenburg die Station hatte und in vier Parteien eingetheilt war, deren jede ihren Meister als Vorgesetzten hatte, nämlich den Reihermeister mit 5, den Milanfalkenmeister mit 4, den Krähenfalkenmeister mit 4 und den Revierfalkenmeister mit 4 Knechten, hierzu kamen zwei Reiherwärter zu Laxenburg und Neustadt und verschiedene Jungen; das ganze Personal zählte 41 Köpfe.

Im Gegensatze zu Maria Theresia war ihr Gemahl, Kaiser Franz, so sehr für die Jagd eingenommen, dass er von dieser Leidenschaft selbst dann nicht ablieẞ, wenn die Monarchie in der größten Gefahr schwebte, was ihm seitens der Bevölkerung sehr verübelt wurde. Schon in seiner frühen Jugend, als er noch am väterlichen Hofe zu Nancy verweilte, brachte er so viele Zeit mit der Jagd zu, dass er deshalb von seinem Vater, Herzog Leopold von Lothringen, getadelt wurde. Als er an den Wiener Hof kam,

begleitete er schon im ersten Jahre seines Aufenthaltes Karl VI. zu zahlreichen Jagden, und der zum Vorsteher seiner Kammer ernannte Johann Caspar Graf Cobenzl berichtete mit fast ängstlicher Genauigkeit an Herzog Leopold, wie viel Wild sein Zögling erlegt habe, dass er dasselbe sowohl im Fluge, als auch im Laufe wohl zu treffen wisse und sich durch seine Geschicklichkeit stets die Bewunderung aller Anwesenden erwerbe, dass er jedoch leider im Schießen nach der Scheibe weit weniger Anstelligkeit zeige, bis endlich wie ein Sieg gemeldet wird, dass der Prinz, damit er in allem excelliere, auch auf der Scheibe den ersten Preis gewonnen habe. Herzog Leopold sah ein, dass er seine frühere Abneigung gegen die allzu häufige Beschäftigung seines Sohnes mit der Jagd aufgeben müsse, wenn dieser im täglichen Verkehre mit dem Kaiser bleiben solle, und ließ sich daher die umständlichen Jagdberichte des Grafen Cobenzl ruhig gefallen.

Selbst im Türkenkriege des Jahres 1738 ließ der Prinz nicht ab, seiner Jagdlust zu huldigen, und verirrte sich mit seinem Bruder Karl gelegentlich eines Jagdausfluges in den dichten Wäldern zwischen Belgrad und Jakodina.

Als ein besonderer Freund der Reiherbeize besuchte er gerne Laxenburg und huldigte fast täglich daselbst diesem Vergnügen; am Schlusse der ganzen Beize fand immer ein festlicher Aufzug der Falkner statt, welche immer mit Geschenken bedacht wurden, einmal sogar mit dem Betrage von 200 fl.

Josef II. betrachtete die Jagd bloß als eine Leibesübung, er ließ daher nicht nur die Reiherbeize in Laxenburg fast ganz unbeachtet, sondern auch das Schweinswild auf den Donauinseln decimieren. Letzteres Vorgehen entsprach ganz den Anschauungen, die bezüglich der Jagd in dem Patente vom 28. Februar 1786 niedergelegt sind, in welchem es heißt: „Wir fanden uns daher bewogen, alle vorhergehenden, in Ansehung der Jägerei erflossenen Verordnungen hiermit aufzuheben und in gegenwärtiges Gesetz alles dasjenige zusammenzufassen, was auf der einen Seite den Jagdeigenthümern den billigen Genuss ihres Rechtes zu erhalten, auf der anderen Seite aber dem Feldbau die Früchte seines Fleißes gegen die ungezügelte Jagdlust sicher zu stellen fähig sein kann."

1766 eröffnete er den Prater dem Publicum für die Sommermonate, neun Jahre später allgemein und für immer; das Gitter, welches bisher den Eingang in den Prater versperrt hatte, wurde niedergerissen.

1788 wurde Johann Graf Harrach an Stelle des verstorbenen Fürsten Clary-Aldringen zum Obersthofjägermeister ernannt, das Waldamt mit dem Jägeramte cumuliert und die Oberaufsicht über die nunmehr vereinigten Ämter dem neuernannten Würdenträger übergeben. Landesfürstliche Forstmeisterämter bestanden in Ebersdorf mit 8, im Auhof mit 22, in Baden mit 2, in Neustadt mit 6, in Wolkersdorf mit 22 Forstbediensteten.

Kaiser Josef war zweimal in Gefahr, von Hirschen gespießt zu werden, welche sich gegen sein Pferd setzten. Als er 1784 vom Augarten nach der Brigittenau kam und aller Augen nach vorne gerichtet waren, brach auf einmal ein Hirsch von rückwärts durch die Mais, fiel durch einen Zufall gerade vor dem Monarchen nieder, fasste demselben im raschen Wiederaufstehen zwischen die Geweihe, schleuderte ihn weg, jedoch mit geringer Beschädigung, und wurde erst im folgenden December erlegt. Der zerrissene Jagdrock befindet sich mit einem Thatbestande des seltenen Vorfalles in der Gewehrkammer der Wiener Hofburg.

Leopold II. war in seinen jüngeren Jahren ein eifriger Jäger; nach seiner Thronbesteigung beschäftigten ihn die französische Revolution und der Glaube an das Vorhandensein von Jakobinern im eigenen Staate ganz und gar.

1790 kam König Ferdinand IV. von Neapel, der enthusiastische Jagdfreund, nahm die Einladungen zu den großen Jagden und Festlichkeiten zu Holitsch in Ungarn, Feldsberg in Österreich, Eisgrub in Mähren und Slup in Böhmen an und war von dem, was er in Eisgrub sah und hörte, so eingenommen, dass er ein Fürst Liechtenstein sein wollte, wenn er nicht König gewesen wäre.

Kaiser Franz war namentlich im Anfange seiner Regierung infolge der fortwährenden Kriege sehr wenig in der Lage, der Hofjagd seine Aufmerksamkeit zuzuwenden; er hob sogar die Reiherbeize auf, welche erwähntermaßen schon unter seinem Oheim Josef ihre frühere Bedeutung verloren hatte.

Infolge der zweimaligen Invasion der Franzosen wurden auch die kaiserlichen Reviere bei Wien arg mitgenommen. 1809 hatten die durch einige Zeit im Schlosse zu Laxenburg einquartierten französischen Soldaten mit dem Wilde in der Umgebung derart aufgeräumt, dass der Kaiser Napoleon nicht einmal eine Federwildjagd daselbst abhalten konnte. Auch im Prater hatte der Wildstand sehr gelitten.

Trotz dieser Unfälle war während des Wiener Congresses die Hofjagd wieder zu ihrem Glanze gelangt. Es fanden zu Ehren der anwesenden Fürsten und Staatsmänner mehrere Jagden statt, unter anderen auch eine Falkenjagd im Parke und eine Jagd im Walde von Laxenburg.

Der Versammlungsort der Geladenen war am Ufer des Sees, unweit einer sumpfigen, mit Wasserpflanzen bedeckten Stelle, welche einer Masse von Wasservögeln als Zufluchtsort diente. In den ersten Reihen der Jäger sah man die Kaiserin Maria Ludovica, die dritte Gemahlin des Kaisers Franz, eine leidenschaftliche Verehrerin der Jagd und berühmt wegen ihrer Geschicklichkeit im Weidwerke; bei ihr befand sich die anmuthige Elisabeth, Kaiserin von Rußland, die Königin Karoline von Bayern und eine Menge Damen, von denen viele in dem zierlichen Costüm des 16. Jahrhunderts erschienen waren. Die Souveräne waren zu Pferde und wurden vom Kaiser Franz geführt, der in Erfüllung seiner Pflichten als Hausherr unermüdlich war; nur der umfangreiche König von Württemberg, einst auch ein passionirter Jäger, saß in einer niedrigen Kalesche, da seine körperliche Beschaffenheit ihm das Besteigen eines Pferdes nicht mehr gestattete.

Die Piqueurs in ihren kleidsamen Uniformen kamen heran, die Hunde an der Koppel; ihnen folgten die Falkner, die edlen Vögel, deren Augen mit Lederkappen bedeckt waren, auf der Faust. Nun wurden die Hunde entkoppelt und in das Röhricht geschickt, um das Wild aufzustöbern. Die Luft wiederhallte von ihrem Gekläffe, und die Augen aller Jäger waren der Oberfläche des Schilfes zugewendet, um nach der erwarteten Beute zu spähen. Jetzt stieg ein prächtiger, graugefiederter Reiher aus dem Schilfe empor, der kräftige Schlag seiner Flügel trug ihn schnell in die Lüfte. Die Falkner machten sich zurecht, die Augen der Kaiserin zugewandt, von der sie das Zeichen erwarteten, den ersten Falken loszulassen. Die Kaiserin gab es; der Falkonier, dem es gegolten, nahm seinem Vogel die Lederkappe ab und stieß ihn mit leisem Zungenschnalzen von der Faust. Das edle Thier schien anfänglich geblendet von dem Glanze des Tages, dann aber folgte sein Auge der Richtung, nach welcher die Hand des Falkners wies. Er erblickte seine Beute, ein schriller Schrei entrang sich seiner Kehle, und mit der Schnelligkeit des Blitzes schwang er sich empor zu den Wolken. Auch der Reiher gewahrte, durch den Kampfruf desselben aufmerksam gemacht, seinen Feind. Erschreckt ver-

suchte er höher emporzusteigen, aber schon schwebte der Gegner über ihm, welcher ihn, mit Schnabel und Kralle drohend, wieder nach unten trieb. Wollte der Reiher sich aus der Nähe des Ortes, an dem die Jäger voll Spannung dem interessanten Kampfe zusahen, entfernen, so fand er überall, rechts und links, den Falken in seinem Wege. So neckte und ermüdete der Falke seinen Gegner. Zuweilen fiel er ihn mit kräftigen Flügelschlägen an, bis das geängstigte Thier sich endlich zum Widerstande entschloss und seinen langen, wie ein Schwert geschärften Schnabel dem Feinde entgegenstreckte. Der Falke begann nun seinen Angriff, er umkreiste den Gegner und plötzlich auf ihn stoßend, krallte er sich mit Schnabel und Fängen in dessen Seite. Nun begann ein Ringen, Leib an Leib; der Reiher stieß den Falken wie mit einem Dolche zwischen Hals und Flügel; der Falke erwiderte die Wunde, des Feindes Leib mit dem Schnabel zerfleischend. Bald fließt das Blut in Menge, das Gefieder der beiden Vögel röthend; der Reiher sticht mit immer wachsender Erbitterung auf den Feind los, welchen er nicht abzuschütteln vermag; dann aber schien es, als würden die Hiebe des Falken immer schwächer und seltener, offenbar neigte sich der Sieg dem Reiher zu.

Obgleich durch die Lederkappen am Sehen gehindert, schwangen die Falken, welche noch auf den Fäusten der Falkoniers saßen, die Flügel, sträubten die Federn und stießen kreischende Töne aus. Der Moment, Hilfe dem nahezu unterliegenden Kämpfer zu senden, war nahe. Einer der Falkner nahm seinem Vogel die Kappe ab und sendete ihn in die Lüfte. Pfeilschnell stieg der Falke empor und fasste den Reiher am Halse, währenddem ertönten die Fanfaren der Hörner, die Rufe der Jäger, das Gebell der Hunde. Vergebens versuchte der Reiher, sich des neuen Gegners zu erwehren; der neue Feind erstickt ihn, auch der erste, durch den Beistand ermuthigt, scheint frische Kräfte gewonnen zu haben. Kurze Zeit noch erschöpft sich der arme Vogel in nutzlosem Widerstande; mit dem Blute seine Kraft verlierend, zieht er zuletzt die Schwingen ein und lässt sich zur Erde nieder. Die Falken stoßen ein Siegesgeschrei aus und schleppen den Überwundenen vor die Falkoniere.

Nach altem Jagdbrauch trat nun ein Falkner vor und zog aus dem Halse des Besiegten die feinen zierlichen Federn, welche er dem Kaiser Alexander von Russland überreichte. Dieser übergab dieselben, während Siegesrufe mit den Hörnern geblasen wurden, als Zeichen der Huldigung der Kaiserin von Österreich.

Die Festlichkeiten von Laxenburg hatten jedoch hiermit nicht ihr Ende erreicht. Die ganze Schaar der Jäger und Zuseher strömte nach einem anderen Theile des Parkes, auf einen breiten, von Gehölz umgebenen Rasenplatz, hinter dem sich ein kreisförmiges Amphitheater erhob, welches für die vom Hofe geladenen Zuschauer bestimmt war. Die Souveräne und hohen Persönlichkeiten, denen allein die Ehre des Jagens vorbehalten war, nahmen ihre Plätze ein, jeder hatte vier Pagen zur Verfügung, welche das Laden der Gewehre besorgen mussten. Neben den Pagen standen auch noch mit Lanzen bewaffnete Piqueurs, um jede mögliche Gefahr abzuwenden.

Auf ein Zeichen, welches den Treibern im Walde gebot, sich in Bewegung zu setzen, brach aus allen Ausgängen des Gehölzes eine zahllose Menge von Wild aller Art, Hasen, Rehe, Hirschen, Wildschweine, hervor, unter denen die Kugeln der hohen Herrschaften ein furchtbares Blutbad anrichteten. Das Feuern endete erst, als tausende Thiere den Platz bedeckten. Das Fest, eines der herrlichsten während der Congresszeit, schloss mit einem Souper in den Räumen der Franzensburg, bei welchem die schöne Kaiserin von Österreich mit der ihr eigenen Anmuth die Honneurs machte.

Unter den Brüdern des Kaisers nahm Erzherzog Johann einen besonders hervorragenden Rang als Jäger ein.

In den Jahren 1822 bis 1824 ließ der Erzherzog in der Gemeinde Aschbach im Brucker Kreise in Steiermark den Brandhof ganz vom Grunde aus neu erbauen. Das Jägerzimmer in diesem Gebäude wurde mit den seltensten Jagd- und anderen Gegenständen reich geschmückt, und an den Fenstern desselben wurden Sprüche aus den heiligen Büchern angebracht.

Zu dem Brandhofe gehörte als ein eigenthümlicher Bestandtheil die ganze Jagdbarkeit der Herrschaft Zell, und einen Theil der Jagd der Herrschaft Aflenz hatte der Erzherzog in Pacht genommen. In der Nähe des Brandhofes und in Aschbach befanden sich viele Hirsche, Rehe und Auerwild, und infolge der besonderen Hebung und Schonung vermehrte sich der Wildstand sehr. Ein Revier dieser Jagdbarkeit, die Zellerstaritze, enthielt nebst einer großen Zahl der ebengenannten Jagdthiere auch noch eine seltene Menge von Schild- oder Birkhühnern. Diese Staritze ist ein freistehendes Gebirge, von dem Thale der Salza, dem Höllkammerthale und dem Brunngraben umschlossen; von diesen Thälern steigen hohe Felsenwände auf, und oben bildet sich eine bei vier Stunden lange und zwei Stunden breite

Alpe, mit vielen Hügeln besetzt, auf welchen sich im Frühjahre, zur Zeit des Hahnpfalzes, zahlreich die Schildhahnen einfanden. Um diese Jagd bequem zu machen, erbaute der Erzherzog auf dieser Alpe in einer Höhe von 4200 Fuß ein Jagdhaus als comfortablen Unterkunftsort; schon einige hundert Schritte von demselben war man imstande, die Hahnen zu schießen. Vom Kammerthale aus ließ der Erzherzog einen sehr guten Fahrweg für einspännige Wägen bis auf die Höhe anlegen. Die Gemeinde Weichselboden und namentlich die Höll hatten sehr viele Gemsen; in der letzteren erbaute der Erzherzog in einem kleinen, geschlossenen und pittoresken Thale, gebildet von weißen kahlen Felsen, Kalkgeröllen und dunklen Waldungen ein freundliches Jagdhaus nebst einer Jägerwohnung. Der Haupteingang des Jagdhauses, geziert mit seltenen Geweihen und Krückeln von Hirschen und Gemsen, lag dem Ring gegenüber, welcher mit Gemsen zahlreich bevölkert war. Dieser Ring erscheint als ein großes Amphitheater, von senkrechten Wänden gebildet, welche nur an einer einzigen Stelle durch den sogenannten Wasserfall für kühne Bergsteiger einen Ausweg auf die umliegende Alpen gestatten, in welche der Ring gleichsam eingesenkt ist. Infolge der Veranstaltungen des Erzherzogs konnte man hier auf mehrere Gemsstände reiten und auf den Kaiserstand sogar fahren; hatte man vom Jagdhause aus in einer Stunde den sogenannten unteren Ring, welcher noch waldig war und sanft ansteigt, durchwandert, so erweiterte er sich zu einem zweiten, höhergelegenen Kessel, dem oberen Ring, welchen nur mehr Steingerölle und einzelne Krummholzpartien bedeckten. Um die Gemsen in diesem geschützten Reviere sich ruhig vermehren und auch die anderen Gegenden mit denselben bevölkern zu lassen, wurde hier äußerst wenig gejagt. In dem frühererwähnten Jagdhause, welches in seinem Inneren alles bot, was die Bequemlichkeit nur immer wünschen konnte, wohnte der Erzherzog mit seinen Gästen zur Zeit der Gemsjagden, und bei diesen Jagden waren es die Holzknechte von Weichselboden, welche den Gemsen beim Treiben beinahe in die Einstände nachstiegen, und hundertfach wiederhallten dann die kahlen Felsen von ihrem frohen Jauchzen, wenn zahlreiche Schüsse einen lohnenden Ertrag der Jagd verkündeten. Übrigens hatte der Erzherzog noch ein kleineres Jagdhaus auf dem Edlach, etwa 5000 Fuß über dem Meere; von hier konnte der Schütze eben auf die Gemsenwarten gehen, und zu diesem Jagdhause war von Weichselboden aus durch den Erzherzog ein Reitsteig angelegt worden.

Unter den vier Alpenjägern, welchen die Aufsicht über die Reviere des Erzherzogs übertragen war, befand sich auch einer namens Adam Rosenblattl. Derselbe saß an einem Abende des Jahres 1821 in seiner Hütte, als sein Gefährte, der Jäger Annerl, dessen eigentlicher Name Andreas Weninger lautete, und dessen Hütte in dem bereitserwähnten Höllboden stand, zu einem Besuche kam. Adam war eben im Begriffe aufzubrechen, um auf der Hochweichsel, einem mächtigen Gemsgebirge von beinahe 7000 Fuß Höhe, dessen Fuß in dem romantischen Weichselboden, einem der herrlichsten Alpenthäler der oberen Steiermark, wurzelt, nach Wilddieben zu spähen, da er seit mehreren Tagen die Anwesenheit solcher unbefugter Eindringlinge bemerkt haben wollte. Annerl erbot sich, ihn zu begleiten, und die beiden Männer machten sich ungefähr um 6 Uhr abends auf den Weg.

Im freundschaftlichen Gespräche stiegen die wackeren Älpler den Hochwald hinan und waren kaum in den höheren Revieren angelangt, als ihnen ein Gemsbock in den Schuss kam, welchen sie sofort erlegten. Sie setzten sich dann hin, das Thier aufzubrechen, und waren eben mit dieser Arbeit beschäftigt, da raschelte es in den Felsenklippen, Fußtritte wurden vernehmbar und — die Anwesenheit der Jäger nicht ahnend, trat rasch ein junger Älpler, eben der gesuchte Wildschütz, die Zeugen der strafbaren Handlung, die geladene Büchse und ein Stück gefällten Wildes — auf dem Rücken, aus den Felswänden auf die Hochebene heraus. Bei dem Anblick der Jäger blieb er betroffen stehen. Die Jäger rafften sich schnell empor, ergriffen die Büchsen, und Adam, als der Nächste, trat dem Burschen kühn entgegen, sich seines Gewehres zu bemächtigen und ihn festzunehmen. Der Wilderer, welcher das Gewehr gesenkt hatte, so dass die Mündung des Laufes dem Jäger gerade entgegengerichtet war, drückte los, und Adam stürzte, tödtlich getroffen, in einem Strome von Blut zu Boden. Die mörderische Kugel war in der Mitte der Brust eingedrungen, durchbohrte ihn und nahm am Rückgrate ihren Ausweg. Mit dem Rufe: „Gott sei mir gnädig und barmherzig!“ sank der Getroffene in die Arme des herbeigeeilten Annerl, welcher ihn sanft auf den Rasen legte, wüthend sein Gewehr erhob und, auf den Wildschützen anlegend, welcher, seit der Schuss gefallen war, regungslos und gleich einer Bildsäule dastand und auch nicht den mindesten Versuch zur Flucht machte, ausrief: „Sag', soll ich den Hund niederschießen?“ worauf der Verwundete flehentlich bat, es nicht zu thun. Adam versicherte die

Personen, welchen er die Details der Affaire mittheilte, es sei in diesem Augenblicke in seinem Innersten die Überzeugung erwacht, wenn der Mörder von Annerl erschossen würde, sei auch für ihn keine Rettung, indes er im entgegengesetzten Falle vielleicht doch noch am Leben bleiben könne. Er wusste sich keine Rechenschaft zu geben, warum gerade diese Idee in jenem entsetzlichen Augenblicke so lebendig in ihm geworden sei, sie erscheint aber in psychologischer Hinsicht höchst merkwürdig und interessant. Annerl warf nun das Gewehr weg, kniete zu Adam nieder, suchte das Blut zu stillen, welches stromweise aus der Wunde drang, und fragte mit Thränen, was er denn für ihn thun könne. „Ich fühle," sprach der Verwundete, „dass ich zum Tode getroffen bin, ich glaube kaum, dass ich die Alpe lebend verlassen werde, und meine Seele lechzt darnach, sich mit Gott zu versöhnen. Lauf' hinab, lieber Bruder, nach Maria-Zell, suche mir einen Priester, der meine Beichte hört und mir das Sacrament reicht; ich hoffe, noch so lange auszudauern, bis Du zurückkommst." — „O, könnte ich hinfliegen, Dir diesen Trost zu bringen!" rief Annerl. „Aber ich soll Dich verlassen, jetzt in Deiner Todesnoth, in der hereinbrechenden Nacht und in dieser Wildnis? Und was mache ich mit dem Burschen?" — „Den lass bei mir," stöhnte Adam. „Wie, Deinem Mörder soll ich Dich vertrauen? — „Sei ruhig," seufzte der Verwundete, „siehst Du nicht, dass er wie zermalmt und stumm dasteht? Der thut mir nichts zuleide! O eile, lieber Bruder, die Stunden sind kostbar!" Da raffte Annerl seine Waffen zusammen und stürzte hinab die Felsenpfade wie eine gescheuchte Gemse, wie vom Sturme getrieben.

In geflügelter Eile erreichte er den Thalboden, rief im Vorbeilaufen die Schreckensnachricht der Gattin des Verwundeten zu, welche, von Verzweiflung ergriffen, ihren Säugling auf dem Arme, in die Nacht hinausstürzte, den Gatten am bezeichneten Orte zu suchen, ihn vielleicht schon todt zu finden. Ebenso rief Annerl auf dem Brandhofe, wo sich der Erzherzog Johann selbst befand, mit der Schreckensnachricht alles in Allarm und flog dann mehr, als er gieng, nach Maria-Zell, den Priester zu holen. Auf dem Brandhofe selbst setzte sich auf Befehl des Erzherzogs alles in Bewegung, man eilte in allen Richtungen auf die Hochweichsel, den Verwundeten zu suchen und ihm Stärkung zu bringen. Während dies im Thale vorgieng, lag auf der einsamen Höhe der tödlich Verwundete auf dem von seinem Blute gefärbten Rasen, neben ihm der Raubschütze, mit genässtem Auge

sein Opfer betrachtend, ihn seiner Reue versichernd, und wie er fast bewusstlos den unglücklichen Schuss gethan habe. So verflossen Stunden, dem vom glühenden Schmerz der Todeswunde Gepeinigten eine Ewigkeit. Im Abendroth flammten die hohen Felsenzinnen der Alpen, aus dem Thale herauf erscholl das Glöcklein, welches die Älpler zum Abendsegen rief; die heilige Stille des Abends senkte sich immer feierlicher auf Flur und Wald. Endlich erlosch das Mondroth, die Mondscheibe stieg auf und goss ihr Silber auf die bleichen Felsenhörner. Die Sternennacht bereitete ihren Mantel aus, und Millionen Lichter funkelten am tiefblauen Firmament, der Nachtthau benetzte die mit kaltem Schweiß bedeckte Stirne des Verwundeten. Gegen 8 Uhr abends hatte ihn die tödtliche Kugel getroffen; vier ewig lange Stunden waren seitdem verstrichen, schon gieng es gegen Mitternacht, und noch immer erschien Annerl nicht mit dem ersehnten Priester. Immer schwächer fühlte sich Adam, immer lebhafter ward in dem Unglücklichen die Überzeugung, seine letzte Stunde sei nahe, da fasste er krampfhaft die Hand des neben ihm sitzenden Raubschützen und stöhnte: „Höre mich an! Ich fühle, dass ich nicht ausdauern werde, bis Annerl von Zell zurückkommt. Ich erinnere mich aber, gehört zu haben, dass man in der Todesnoth auch einem Laien beichten könne. Ich will Dir beichten und verzeihe Dir Deine That unter der Bedingung, dass Du diese meine Beichte in Zell abtragen willst.“ Auf das tiefste erschüttert, neigte sich der Wildschütze hin und schwur bei allen Heiligen, er wolle alles thun, was Adam von ihm verlange. Und nun kniete er hin neben den Verwundeten und hörte dessen Beichte. Einen feierlicheren, rührenderen Moment hatte die ernste Mitternacht wohl noch nie auf den Alpen geschaut. „Und nun verlass mich,“ sprach Adam, „bedecke mich mit Deinem Wettermantel, eile nach dem Gnadenorte, trage meine Beichte ab und suche dann Dein Heil in der Flucht. Mit diesem Händedrucke nimm meine Verzeihung.“ Sprachlos hieng der Wildschütze an dem Halse seines Opfers, that dann, wie ihm geheißen, und floh hinab in das dichte Dunkel des Hochwaldes.

Da lag nun der arme Verwundete, allein, hilflos, zwischen Bewusstsein und den wirren Phantasien des heftigsten Wundfiebers, in der Alpenwüste. Immer mehr fühlte er seine Kraft erlöschen, und der brennendste Durst quälte ihn. Aber bald gesellten sich zu seinem körperlichen Leiden auch psychische. Annerl war mit dem Priester so schnell als möglich von Zell herbeigeeilt, die Leute vom Brandhofe waren ebenfalls schon auf dem Berge und im Walde angelangt. Bei

der großen Ausdehnung des Gebirges und dem Umstande, dass Annerl in der Bestürzung sich den Platz nicht genau gemerkt hatte, wo er den Verwundeten zurückgelassen, geschah es, dass man trotz des angestrengtesten Eifers die ganze Nacht vergebens suchte, ohne die Stelle auffinden zu können, wo der Verwundete lag. Dieser, unfähig ein Zeichen zu geben, musste sehen, wie schon bald nach Mitternacht sich der tiefer liegende Wald belebte, wie die ihn Suchenden mit Fackeln denselben durchkreuzten, er hörte ihren Ruf, er hörte sogar den Ruf seines jammernden Weibes, und in diesen Momenten erreichten seine körperlichen und geistigen Leiden den höchsten Grad. So vergieng die ganze Nacht, ja der ganze Morgen, und erst um 11 Uhr des anderen Tages, also beinahe 14 Stunden nach der Verwundung, gelang es, den Unglücklichen zu finden. Er schwamm in seinem Blute, aber eben dieser ungemeine Blutverlust war nach der Aussage der Ärzte, denen man ihn übergab, zu seinem Heile; ohne diesen hätte er nicht gerettet werden können.

Das Zusammentreffen mit seiner Gattin, welche mit ihrem Säugling jammernd in seine Arme stürzte, sowie mit seinen Gefährten und Bekannten, die alle in dichten Zügen hinaufgeeilt waren, gab ein herzzerreißendes Bild. Auf einer schnell zusammengefügten Tragbahre wurde er nun sorgsam, nachdem er vorher noch alle Tröstungen der Religion empfangen hatte, hinabgeschafft. Am Brandhofe angelangt, trat sein hoher Gebieter zu ihm, mit jener Milde, welche allen Mitgliedern des Hauses Habsburg eigen ist. Worte des Trostes und der Erhebung zu ihm sprechend, die Versicherung gebend, für die Seinigen zu sorgen. So brachte man ihn zu seiner Hütte, und es geschah das Unerwartete: die sorgliche Pflege rettete ihn, der wackere Mann blieb seiner Familie erhalten, denn die rasch durchschlagende Kugel hatte keinen edleren Theil verletzt. Die Kur war jedoch lang und schmerzlich, monatelang war er an das Bett gefesselt, abermals Monate währte es, bis die gänzlich erschöpften Kräfte sich wieder belebten; doch der Herbst vergieng und der Winter, der Frühling löste die Schneedecke der Alpen, und als sein belebender Hauch den Rasen wieder grün färbte und die Blumen ins Leben rief, da trat auch der wackere Adam, auf seinen Stab gestützt, wieder vor seine Hütte und grüßte das Frühroth auf den Alpenspitzen. Da zog er auch hinab nach Maria-Zell, an der Hand seiner treuen Pflegerin, seines geliebten Weibes, und die Glücklichen knieten am Altar der Gnadenmutter und dankten der Gütigen mit Freudenthränen für das wiedergeschenkte

Leben. Der Wildschütz, welcher seine Beichte richtig in Maria-Zell abgetragen hatte, wurde später in Lilienfeld ergriffen und büßte auf der Festung seine That. Seine Strafzeit wurde verkürzt infolge der unausgesetzten Bitten des wackeren Adam selbst; seitdem zurückgekehrt in seine Heimat, führte er einen tadellosen Wandel, und oft sah man Adam mit ihm im traulichen Gespräche. Nicht eine Spur von Groll war in dem Gemüthe des letzteren zurückgeblieben, eine desto unvergänglichere Erinnerung an das schreckliche Ereignis trug er an seinem Körper: die Wunde hatte an der Brust eine Narbe zurückgelassen, in welche man zwei Finger legen konnte; indes erfreute er sich einer ungestörten Gesundheit, und die Verwundung hatte keine nachtheiligen Folgen. Als einer der Maler des Erzherzogs Johann in Wiener-Neustadt eben damit beschäftigt war, das Bild Adams für die erzherzoglichen Sammlungen zu radieren, traf die Nachricht ein, Adam sei erschossen worden; der Künstler fügte daher den Namen diesen Nachsatz bei, und so existierte dieses Blatt mit der Unterschrift: „Adam Rosenblattl, Alpenjäger Sr. kaiserlichen Hoheit, des durchlauchtigsten Herrn Erzherzogs Johann. Erschossen auf der Hochweichsel von einem Raubschützen am 21. August 1821" — während derselbe noch lebte und auf allen Gemsjagden rüstig unter den Schützen stand.

Als Kaiser Ferdinand den Thron seiner erlauchten Ahnen bestieg, war die Jagd in seinen Landen nicht mehr das, was sie noch vor wenigen Jahrzehnten gewesen, denn mit der zunehmenden Volksmenge nahm die Zahl der wilden Thiere ab. Die Waldungen waren zwar noch groß, aber auch die Ursachen zahlreich, welche die Vermehrung des Wildes hinderten. Die vielen Waldarbeiten, die überall zerstreuten Sägemühlen, die Kohlenbrennereien, die Bergwerke, Hammerwerke und anderen lärmenden Betriebsstätten, die Nähe menschlicher Wohnungen und andere Einflüsse verscheuchten die Thiere immer mehr; allerdings bestanden dagegen viele Thiergärten, wo das Wild in Einfriedungen gehalten und dadurch zum großen Vortheile der Landbevölkerung zugleich gehindert wurde, so vielen Schaden an Gewächsen und Früchten anzurichten, wie dies früher täglich geschah und nicht gehindert werden durfte.

Hatte sich im allgemeinen die Jagd sehr vermindert, so waren dagegen die kaiserlichen Jagden um Wien wegen der Ausdehnung, Mannigfaltigkeit und des Wildreichthums vielleicht einzig in Europa. Ein Zeitgenosse sagte damals, in England möge es mit größerem Aufwande seitens der Jagdveranstaltungen, in mehr origineller Weise

seitens der Jäger selbst zugehen, dagegen werde aber der Wildstand um Wien seine sorgfältige Hege und Pflege nirgends übertroffen. Da die Jagden nicht nur eine übliche Herbstbelustigung des Hofes waren, sondern auch fremde hohe Gäste an denselben theilnahmen, so waren sie mit Recht in den Jagdkreisen berühmt. Sämmtliche kaiserlichen Jagden um Wien wurden von vier Forstmeisterämtern dirigiert: Laxenburg, Prater, Auhof und Wolkersdorf. Das erstere enthielt 23 Jagdreviere, das zweite 4, das dritte nebst seinen weit entlegenen Jagdbezirken auch den Thiergarten und das letzte 16 Jagdbarkeiten. Die Hofjagden begannen im Juli mit dem Abschießen der Hirsche; traten diese in der Mitte des Septembers in die Brunst, so fiengen die Hasenjagden an. Auf Rothwild wurden sowohl gesperrte Jagden als auch freie Klopfpürschen gemacht. Die Parforcejagd wurde unter Kaiser Franz abgeschafft; Hirschjagden fanden im Prater, in der Brigittenau, im Thiergarten und bei Aspern statt; in den anderen Bezirken war nur einzelnes Abschießen durch die Erzherzoge üblich. Der Hochwildstand im Prater belief sich auf 1500 bis 1600 Hirsche; es wurde daselbst alle zwei Jahre vom Kaiser Ferdinand im Monate August eine gesperrte Jagd abgehalten, bei welcher gewöhnlich gegen 50 Stück erlegt wurden; die letzte Schweinsjagd im Prater, welcher früher nur als Thiergarten betrachtet worden war, hatte 1795 stattgefunden.

In der Brigittenau gab es nur Wechselwild, worauf jedes Jahr von den Erzherzogen eine Hofjagd abgehalten wurde. Der eigentliche Thiergarten lag im Forstmeisteramte Auhof, hier waren die Jagden auf Wildschweine, welche im November begannen und mit Neujahr endeten, die interessantesten; für die Zuseher, welche Eintrittskarten haben mussten, wurden Tribünen errichtet und 300 bis 400 Stück Wild abgeschossen. Der mit allen Wildgattungen besetzte Thiergarten hatte einen Umfang von sechs Meilen, 1782 war er mit einer Mauer umgeben worden. Es waren drei kaiserliche Thiergartenjäger daselbst angestellt, welche selten im Jahre und nur bei äußerster Nothwendigkeit ihr Revier verließen; das Rothwild wurde hier mit gutem Heu, gelben und weißen Rüben, wilden Kastanien und Hafer, das Schwarzwild mit Mais und Gerste gefüttert. Das Forstmeisteramt Wolkersdorf unterhielt meistens Hasen und Fasanen, dann Füchse, welche geraume Zeit vorher durch Pferdeäser angelockt wurden; man veranstaltete auf dieselben Treibjagden, meistens zum Jagdschlusse im Jänner und Februar.

Auf der kaiserlichen Familienherrschaft Göding in Mähren war die hohe und niedere Jagd stets im besten Stande, und auf dem Zeitscher See, einer Lieblingsflur des Wildgeflügels, wurden jährlich 1000 bis 1200 Stück Federwild geschossen, meistens Rohrhühner.

Auf der Familienherrschaft Holitsch im Neutraer Comitat in Ungarn war ein großer Fasangarten, ein Biberteich und ein Ententeich, auf welchem jährlich viele tausend Enten künstlich in Netzen gefangen wurden.

Der Stand der Hofjagd unter dem jetzt regierenden Monarchen, Sr. Maj. Franz Joseph I., gehört der Gegenwart an, ist daher von der vorstehenden geschichtlichen Darstellung ausgeschlossen.

---

# Zur neueren deutschen Dichtung in Tirol.

Eine Skizze von **Adolf Pichler**

(Schluss.)

*Ναρθηκοφοροῖ μεν πολλοι, βακχοι δε παυροὶ.*
Plato.

Innsbruck.

Aber auch Schuler und Streiter zerwarfen sich bei den Bewegungen von 1848. Jener knüpfte überall an das Gewordene an, er war eine reformierende, keine revolutionäre Natur. Die geschichtliche Entwicklung galt ihm als das Natürliche, das Gesunde; alles sollte genetisch folgen und manches Verwerfliche geduldet werden, bis es von selber abfaule. Dadurch kam in seinen Charakter, der für Ruhe und Frieden gestimmt war, eine gewisse Unsicherheit; mancher fragte, ob er Fisch oder Fleisch sei? Männer, die ohne weitere Rücksichten nur nach Principien entschieden, mussten sich von ihm, der im Sturm schwankte, abwenden, ihm entgegentreten, wo er thätig eingriff. Streiter war ein solcher Mann; wenn Schuler „Sowohl — als auch!" sagte, rief er drohend: „Entweder — oder!" Man kann seiner festen Gesinnungstüchtigkeit, seiner unerschütterlichen Consequenz die volle Achtung nicht versagen, nirgends gilt aber mehr der Spruch: „Summum jus, summa saepe injuria!" als hier. Schneidig, mit juridischer Schärfe beurtheilte er Wort und That; er glaubte sich dazu berechtigt, weil er im langen harten Kampfe nie gewichen, auch nicht ein Pünktchen seiner Überzeugung geopfert, und so gab er die „Tirolischen Studien" heraus, die wegen der Einseitigkeit und Schonungslosigkeit von Kritik und Darstellung eher den Namen Pamphlete als Geschichte verdienen. Eine fast zu verletzende Erwiderung blieb nicht aus. Über diese Zwiste mag Gras wachsen ein jüngeres Geschlecht erkennt gern die Verdienste dieser drei Männer, jedes in seiner Art.

Was Schuler anbelangt, so enthält die etwas überschwengliche Biographie aus der Feder des Anton v. Schuler, die der zu Innsbruck bei Wagner 1861 gedruckten Ausgabe seiner „Gesammelten Schriften" vorangestellt ist, zuverlässige und genaue Daten, denen wir nur einiges zur Ergänzung beifügen. Er war am 11. December 1800 zu Matrei geboren. Sein Vater, der Marktrichter, erhielt bald darauf die Professur des römischen und Kirchenrechtes an der Universität zu Innsbruck, wo 1803 seine Frau starb. 1810 verehelichte er sich zum zweitenmale und wurde nach Salzburg versetzt, dort begann der Sohn die Studien, zu deren Vollendung er 1820 nach Wien geschickt wurde. Er gerieth bei dem bekannten Gesanglehrer Tomaselli in die Gesellschaft von Schauspielern und wurde zum Verdruss des ernsten, frommen Vaters mehr und mehr dem Rechtsstudium entfremdet. Was der Jurist verlor, gewann freilich der Mensch an allgemeiner Bildung. Zu Wien lernte er C. Enk, den Bruder Michael Enks kennen, innige Freundschaft und die Liebe zu dem nämlichen Mädchen, einer Emilie, die im Spital der Elisabethinerinnen an Lungensucht starb, vereinigte beide. Auch Schuler erkrankte und musste nach Tirol zurück. Er beschloss, ins Kloster zu gehen. Enk schrieb ihm damals: „Der Freiheit soll sich der Mensch nie begeben, der erst ins Leben treten soll. Das Kloster ist eine Ruhestätte für Greise, nicht für Jünglinge und Männer. Schon der Vorsatz, dort den Wissenschaften zu leben, beweist, dass Du keinen Beruf dazu hast; verzeihe mir, ich halte es für eine Herabwürdigung der Religion: sie will den ganzen Menschen. Du erreichst so keinen von Deinen Zwecken. Zur Wissenschaft fehlt Dir die nothwendige Freiheit des Geistes, zum beschaulichen Leben die Einheit der Seele. Es ist etwas Schreckliches um einen unwiderruflichen Schritt! Bedenke Dein Schicksal; wenn er Dich reuen sollte, wie unglücklich müsstest Du Dich nicht fühlen! Und den Menschen kennst Du zugut, als dass Dir sein Wechsel unbekannt sein sollte. Die Zeit übt eine grausame Macht über uns. Ich selbst bin Dir ein Beweis davon. Wie fest war ich damals mit Dir entschlossen, wie glaubte ich damals in meinen und Deinen Unfällen eine geheime Führung der Vorsehung zu erkennen, die uns diesen Weg anweise. Und nun glaube ja nicht, dass ich jetzt bessere Aussichten habe als damals; ich habe auf Lebensglück mehr als je Verzicht geleistet. Auch mein Verhältnis zu Emilie fängt an, mich zu beunruhigen: sie interessiert mich sehr, und es ist nur ein neuer Zuwachs von Unglück, auch sie nicht glücklich zu wissen. Je mehr man Menschen kennen lernt, desto trauriger! Sind es gute, so

quält uns ihr Schicksal, sind es schlechte, so ist es ohnehin elend genug!" So schrieb Enk am 18. August 1822, bald darauf trat Schuler als Noviz Innocenz ins Kloster Fiecht bei Schwaz. Er fand dort nicht, was er suchte, und verließ es bald wieder, um zu Innsbruck die Studien fortzusetzen, die er zu Padua mit dem Doctorhut endete. Er kehrte nach Innsbruck zurück; hier schloss sich jener Dichterkreis, hier begann die Herausgabe der „Alpenblumen". Außer einer unbedeutenden „Skolie" gab er drei Erzählungen: „Liebeswahnsinn", die „Teufelsburg" und „Jakob Stainer". Sie sind einfach und klar componiert, gewandt und flüssig geschrieben, aber für unseren Geschmack veraltet. Der Einfluss Hoffmanns ist unverkennbar, originell die Schilderung tirolischer Gebirgsnatur. Der „Liebeswahnsinn" ist durch und durch krankhaft, „Stainer" mag man auch jetzt noch mit Befriedigung lesen. Etwas später schrieb Schuler eine Oper: „Die zehn glücklichen Tage", zu der eine Novelle Fouqués den Stoff lieferte. Von Schindelmeißer componiert, wurde sie mit geringem Erfolg zu Graz, mit größerem zu Innsbruck aufgeführt. Schuler fühlte übrigens gar wohl, dass er nicht zum Dichter geboren sei, und entsagte daher weiterer Production. Nach 1840 schrieb ihm Streiter: „Lass Dein schönes Talent auch wieder einmal im Schaffen vor den Menschen leuchten und mach' Deinen Freunden und der Nachwelt die Freude zu sehen, wie das, was Du erlebt und erlernt, nicht mit Dir zu Grabe geht!" Auch Flir drängte vergebens. Wegen dieser scheinbaren Unthätigkeit schalt ihn Streiter scherzweise den „großmächtigsten Sultan im Schlaraffenland". Er blieb übrigens nicht zurück, das musste selbst der bissige Streiter zugeben: „Schuler scheint zumeist aus den uns bekannt gewordenen Literaten mit dem Geist der Zeit vorgeschritten zu sein. Seinem unausgesetzten Studium der neueren Literatur verdankt nicht nur der ihn unmittelbar umgebende Kreis die Bekanntschaft mit dem Gediegensten daraus, sondern auch der Verein des Ferdinandeums zu Innsbruck mehrere in seiner Mitte gehaltene Vorlesungen." Diese sind gedruckt und zeigen das feine Verständnis, den klaren Sinn des Mannes. Er besaß eine schöne Bibliothek; in dieser „Giftbude" fand man alle von der Censur verbotenen Bücher, und er lieh sie bereitwillig aus, auch an Studenten. Besonders anregend wirkte sein persönlicher Umgang, ohne dass man ihn jedoch als den Patriarchen eines Schwarmes von Dichterlingen bezeichnen darf. Der arme Senn überreichte ihm allerdings seinen „Napoleon", um eine kleine Geldunterstützung zu erhalten. Schuler pries die Lieder Gilms, der seiner Anregung ohnehin

nicht bedurfte, von dem jüngeren Geschlecht widmete er nur meiner Poesie anfangs einige Theilnahme, in späteren Jahren sah er meine Arbeiten nicht früher, als sie gedruckt waren.

Nach seinem Tode verödete der geistige Verkehr zu Innsbruck mehr und mehr, man denkt mit Wehmuth an seine Gesellschaften, welche im Vormärz auch die Polizei so lebhaft interessierten, dass sie alle, die das Haus besuchten, sorgfältig aufzeichnete. Dass Schuler zu Innsbruck nicht versauerte, zeugt von der unbezwinglichen Elasticität seines Geistes; das angemessene Feld der Thätigkeit hätte er nur in der Stellung eines Genz gefunden. Dafür wurde er 1828 Redacteur des amtlichen „Tiroler Boten" — wer lacht da? — und endlich 1831 durch F. Giovanellis Einfluss, der, voll Begeisterung für Tirols Geschichte, den begabten Mann gewinnen wollte, ständischer Archivar.

Schuler dankt mit Wärme und schreibt: „Eingedenk Ihres Abschiedswortes habe ich fleißig gesammelt und vorbereitet für die Geschichte von 1809. Mit den handschriftlichen Quellen sieht es etwas mager aus, doch habe ich Hoffnung, worüber ich mir nächstens mehr zu berichten erlauben werde. Ich habe bereits die äußeren Umrisse aufgezeichnet, demnach dürfte die Geschichte in vier Bücher zerfallen: 1. Des Kampfes Ursache, Veranlassung und Beginn bis zur Capitulation in Wilten. 2. Des Kampfes Fortgang bis zur officiellen Verkündigung des Friedens. 3. Des Kampfes Höhe bis zum letzten Angriff am Berge Isel .4. Auflösung und Ende. Ein Anhang müsste noch die Tragödie fortführen bis zum Jahre 1844, da mit Hofers Tod und der Theilung des Landes dieselbe noch nicht hinlänglich abgeschlossen erscheint." Allein schon 1834 hatte sich Schulers Sinn geändert. Er schreibt an einen Freund in Brunecken: „Ich will meinen Landsleuten nicht Unrecht thun, aber bisher habe ich immer mehr Fähigkeit des Machens — d. h. technische — an ihnen entdeckt als Geist und tiefes Gemüth in der Auffassung und Composition. — Gott besser's! — Das scheint überhaupt unser Los und dürfte mit der Natur unseres Landes zusammenhängen. Unsere Natur, nämlich die, in der wir leben, und die uns umgibt, ist genial, dafür sind wir in der Regel höchstens talentvoll; wir können unsere kühn gethürmten Berge nicht übersehen, daher heftet sich unser Blick gern an die Sohle des Thales. Hohe Berge isolieren den Menschen nach den durch sie gebildeten Thalzügen, sie umgrenzen fast unersteiglich den Thalbewohner, daher dieser so leicht zum Particularismus, zur Beschränktheit neigt; der enge Fleck, auf dem er lebt, wird ihm die Welt. Diese Ansicht von

der Denkart meiner Landsleute ist es, welche mich größtentheils der Bearbeitung der tirolischen Geschichte abgeneigt macht. Jeder möchte viel lieber die Geschichte seines Dorfes als die des Landes. Deshalb haben wir auch bisher nur unbedeutende Monographien und keine Geschichte. Für eine solche hat der größte Theil noch keinen Sinn.“ diese Charakteristik der Tiroler hat in mancher Beziehung so viel Zutreffendes, was auch noch heute im ganzen Umfang gilt, dass wir uns nicht versagen konnten, sie ganz mitzutheilen. Die Ursache, warum Schuler die Geschichte nicht schrieb, liegt vorzüglich in seiner Abneigung gegen trockene Quellenforschung und systematisches Arbeiten, und da war er froh, sich vor sich selber entschuldigen zu können.

Schuler hatte auch in politischer Beziehung großen Einfluss. Zunächst durch seine Persönlichkeit auf den Kreis seiner Bekannten. Er galt als Führer der Liberalen. Um das in den Tagen der Reaction vor und nach dem März 1848 zu sein, brauchte man nicht sehr weit links zu stehen. Sein politisches Glaubensbekenntnis liegt in den „Tirolischen Gedanken“, die ihm, obwohl er nur für Einführung berathender Stände sprach, in den Tagen des Absolutismus manche Anfeindung eintrugen, und im „Frieden von Villafranca“, wo er Österreichs Aufgabe auch in Bezug auf Deutschland behandelte. Seine kleinen Schwächen verhülle der Mantel der Liebe — der Liebe, ja, das ist das wahre Wort, abgesehen davon, dass bloßer Klatsch nicht unsere Aufgabe sein kann.

Er starb, allgemein betrauert, am 12. October 1857.

Ihm folgte schon am 28. Februar 1858 Beda Weber in das Grab — als Stadtpfarrer von Frankfurt. Die Umrisse seines Lebens gibt H. Kurz im 4. Bande seiner Literaturgeschichte, S. 34; ausführlicher Moriz Brühl in dem Werklein: „Beda Weber, Lebens- und Literaturbild. Regensburg bei Pustet 1858.“ Abziehen muss man freilich auch hier alles, was der Verfasser, wenn auch in redlichster Absicht, zur Verschönerung beifügte. Webers Mund blieb bis zu seinem Tode geschlossen. Erst seine Briefe an Schuler, aus denen Edlingers „Literaturblatt“ bezeichnende Stellen brachte, enthüllen die tiefe Zerrissenheit seines Innern. Wir werfen einen Blick voll tiefsten Mitleides in dieses Herz, das so heftig und leidenschaftlich schlug und sein Geheimnis nicht offen aussprechen konnte. Nichts ist so tragisch als ein Geist, der auffliegen will zur Sonne, aber schwer unter die Krähen niederfällt und einstimmen muss in ihren Chor. Ob er später zum Frieden gelangte, dafür liegen keine Zeugnisse vor.

Die prosaischen Schriften Beda Webers verzeichnet Moriz Brühl in dem genannten Buche, S. XXXV. Seine geschichtlichen Werke sind schwungvoll, nur zu oft schwülstig, sie leiden an Mangel von Objectivität und Verständnis der Urkunden. Ebenso fehlten ihm für die Ausgabe Oswalds v. Wolkenstein die sprachlichen Kenntnisse. Wir wenden nun unsere Aufmerksamkeit auf seine Poesie. Die „Lieder aus Tirol" erschienen 1842 bei Cotta. Ihnen folgten 1850 bei Fromman in Jena die „Vormärzlichen Lieder aus Tirol". Brühl sagt S. XXXVI: „Zu bemerken ist, dass die vormärzlichen Lieder aus Tirol, wenn auch unter Webers Name erschienen, doch nur wenige Gedichte von ihm enthalten." — Herr Brühl hat das Büchlein wohl gar nicht gesehen, sonst wüsste er, dass es ohne Namen erschien, und dass es nicht bloß „wenige" Gedichte von Weber enthält, sondern dass alle seine vaterlos ausgesetzten Kinder sind. Weber hatte guten Grund, die Autorschaft zu verleugnen. Da wären Berge über ihn gefallen, hätte man erfahren, er habe sie gedichtet, wie z. B. jenes S. 75.

Man kann Beda Weber unbedingt der zweiten romantischen Schule einrechnen. Es ist nicht zu bestreiten, dass er eine poetische Ader besaß. Auf Gedichte wie das „Bergmannslied", „Vaterschmerz" oder das „Communistenlied an Maria", „S. Nikolaus", „Silvesterabend", „Die Ehen im Himmel geschlossen", der „Spatz" und anderes machen wir besonders aufmerksam.

Das sind jedoch Ausnahmen; Webers Muse ist krank im innersten Mark; weil sie sich nicht frei aufschwingeu konnte, verkroch sie sich in die dunklen Gänge der Mystik und sagte verstockt der schlichten Einfalt ab, indem sie narkotisiert im Opiumrausch schwelgte:

Unlogisch mich zu nennen,
Sind alle drauf und dran,
Die heißen Adern brennen,
Es reißt mich himmelan.

Die Ungewitter segeln
Unlogisch durch die Luft,
Lebt wohl, ihr kahlen Regeln,
Die Gottesstimme ruft!

Im Blitzesrosenpflücken
Erfind' ich mein Gedicht,
Die Logik kann nur flicken,
Erfinden kann sie nicht."

Nur schade, dass mit der Logik auch der Kunstverstand verduftete und mit dem Schwulst der Unsinn, mit der Verschrobenheit der Manierismus begann.

„Das streif'ge Ei des Lieds ranunkelt,
Von dir umglüht, in meiner Brust;
Durchs zarte Schalgehäuse dunkelt
Die junge Frucht, sie lockt und funkelt
Aus goldene Licht der Frühlingslust!"

Es braust und stürmt in einemfort von Feuer, Flammen, Funken, Gluten, Blitzen, das sind aber nur Speiteufel, die verpuffen und ein bisschen Gestank hinterlassen. Die Zeitgenossen waren in ihrem Urtheile über die „Lieder aus Tirol" so ziemlich einig. Streiter recensierte sie scharf, aber richtig im „Zuschauer"; er fühlte, dass von Weber kein Fortschritt zu erwarten sei, und er blieb auch in der That bis an sein Ende auf der gleichen Stufe. Wenn nicht der Stoff die Zeitbestimmung ermöglicht, sieht man keinem seiner Gedichte das Datum des Ursprunges an. Streiter schreibt: „Es hieße die nun einmal zur Natur gewordene eigenthümliche Weise des Dichters ändern wollen, wenn man ihn ermahnte, sich klarer, einfacher, kürzer zu fassen; dem Leser wird freilich vieles missfällig sein, was mit jener auf das innigste verwebt ist." Entschiedener drückt sich Hermann v. Gilm in einem Briefe vom 3. April 1843 aus: „Ich habe die ‚Lieder aus Tirol' von Beda Weber mit Unmuth aus der Hand gelegt, obgleich manche Stellen von unbeschreiblicher Schönheit sind. Die Tendenz des Buches und der poetische Glaube desselben sind heillos. Es ist eine Sünde an der Menschheit, ihr unbestreitbares Recht der Gegenwart an die Zukunft zu weisen und ihr endliches Heil so unendlich weit hinauszuschieben, und ekelhaft ist es, alle Hoffnungen durch die Schauer des Grabes und den Process der Verwesung zu führen."

Dem Publicum, dem man kaum zumuthen darf, sämmtliche dieser tirolischen Poeten zu lesen, und diesen Poeten selbst wäre am besten geholfen, wenn eben eine geschickte Hand eine Auswahl veranstaltete und in Druck gäbe.

Über Josef Streiter, der in ehrwürdigem Alter 1873 starb, dürfen wir uns kurz fassen, indem wir hauptsächlich nur über die Poesien, die er entweder ohne oder unter dem Namen Berengarius Ivo erscheinen ließ, sprechen. Die Daten zu einer weitläufigeren Biographie sind erst zu sammeln, einen Nekrolog brachte bald nach seinem Tode die „Augsburger Allgemeine Zeitung" aus seiner eigenen Feder.

Von seinen Verdiensten als Vorkämpfer der liberalen Partei schweigen wir hier; der Broschüre „Die Jesuiten in Tirol“ gebürt ein hervorragender Platz in den Kämpfen jener Tage, ebensowie der Vorlesung, welche Pater Albert Jäger, damals Hofmeister des Statthalters Grafen Brandis, im Nachwinter 1844 für die Mitglieder des Ferdinandeums gegen den gefürchteten Orden hielt, der 1839 das Gymnasium und Theresianum zu Innsbruck übernommen hatte. Das Büchlein Streiters, dessen Druck Schuler, ein Mann des Friedens und der Ruhe, verzögerte, schildert nun die Thätigkeit der Pater in Tirol vom liberalen Standpunkte. Es erschien 1845 anonym bei Wilhelm Hofmeister in Heidelberg. Das Geschrei und den Lärm in jenen Tagen der Censur kann man sich leicht vorstellen. Geistliche und weltliche Spitzel fahndeten nach dem Verfasser, ohne ihn zu ermitteln. Streiter war mittlerweile Advocat zu Bozen geworden; kurzgemessene Ferien verwendete er auf Reisen, um literarische Verbindungen anzuknüpfen; wir sehen ihn in lebhaftestem Verkehr mit Theodor Hell, dem Redacteur der „Abendzeitung“ in Dresden, für die er eine Reihe kritischer Aufsätze widmete; mit Tieck, der ihm einen sinnreichen Spruch unter sein Porträt setzte; mit David Strauß und anderen hervorragenden, wenn auch eben nicht censurfähigen Schriftstellern. Viele nahmen in seinem gastfreien Hause Einkehr; Franz Grillparzer hatte sich für den Sommer 1844 angesagt, ward aber verhindert, nach Tirol zu reisen.

Zahlreiche Beiträge gab er für die „Alpenblumen“. Legen wir den „Schauspielern“ und dem Fragment „Friedrich mit der leeren Tasche“ weniger Wert bei, so befremdet es uns, dass er die trefflich componierte und durchgeführte Idylle „Das Fensterln“, trotz der holperigen Hexameter, nicht in die „Dichtungen“, die er pseudonym als Berengarius Ivo 1843 bei Wagner herausgab, aufnahm.

Die Zahl der lyrischen Poesien ist gering und erhebt sich kaum über das Mittelmäßige, wertvoller sind jedoch die Erzählungen, auch die eingelegten Reimstrophen sind schön und schwungvoll. Der „Einsiedler“ sollte in keiner Sammlung fehlen. Streiter überragt die Genossen in den „Alpenblumen“ weit und darf den ersten Platz unter ihnen beanspruchen. Jedenfalls ist er der geistig bedeutendste Mann, den Bozen hervorgebracht; die Vaterstadt, die jetzt neue Gassen baut, könnte wohl eine davon auf seinen Namen taufen.

Über das dramatische Mysterium sagt Streiter selbst: „Dieses Gedicht beabsichtigt eine dem Byron'schen „Kain“ entgegengesetzte Welt-

ansicht darzulegen; wie sich dort an die Gebrechen unserer Kräfte und die vielen uns drückenden Übel der Zweifel an eine weise Vorsehung knüpft, wird hier auf das Missverständnis der ‚wahren und größten Kraft des Menschen, des Gefühls' hingewiesen, womit er weit mehr als mit seinem Verstand, dem Vorzug höher begabter Geister, geeignet sei, sich der Anschauung des Urquells alles Schönen zu nähern." — Das Gedicht entstand 1840. — Etwas früher fällt das orientalische Märchendrama „Die Liebesquelle". Es ist stellenweise nicht ohne Reiz, die Composition jedoch zwiespältig und das didaktische Element zu stark betont. Das Trauerspiel „Heinrich IV." veröffentlichte Streiter 1846 ohne seinen Namen zu Heidelberg, die Censur der hochwürdigen David Moritz und Jakob Probst hätte den protestantischen Geist desselben schwerlich zugelassen. Anonym erschien auch 1860 das matte Lustspiel „Der Assessor" zu Berlin. Von den Festspielen 1863 wollen wir lieber ganz schweigen.

Schuler zeichnet Streiter in einem Briefe: „Halt Dich an Streiter! Unter einer nicht sehr einnehmenden, ziemlich derben Außenseite liegt sehr viel Bildungstrieb, eine sehr große Liebe zur Literatur und noch mehr Gutmüthigkeit des Charakters. Seine Büchersammlung ist sehr gewählt."

Zu dem Kreise Schulers gehörte auch Sebastian Ruf, der Schmied von Absam, der 1877 als pensionirter Kaplan des Irrenhauses hochbetagt im Surergarten zu Hall starb. Er war in erster Linie Philosoph, seine psychologischen Werke fanden durchaus Anerkennung, wenn er auch als Priester das letzte Wort nicht aussprechen durfte. Die Aphorismen, welche zum Theil gereimt in Zeitschriften erschienen, bieten einen reichen Schatz von Lebensweisheit.

Dr. Michael Stotter starb 1848 im 35. Jahre als Oberlieutenant der akademischen Schützencompagnie zu Levico. Er hat neben einem liberal-satirischen Gedicht „Die Nebeljungen" verschiedene Kinderschauspiele verfasst, sein Hauptverdienst liegt jedoch in der geologischen Erforschung Tirols, deren Ergebnisse eine große Karte veröffentlicht; ihm vor anderen gebürte ein Platz unter den Büsten an der Front des Museums, sein Andenken wird aber auch ohne dem in der Geschichte der Wissenschaft fortleben.

Nach Zeit und Alter gehört Ludwig Heufler Freiherr von Hohenbühel neben ihn. Er beschäftigte sich viel mit Botanik, seine zahlreichen Distichons sind nicht immer ohne Gehalt, doch fehlt meist die Vollendung der Form.

Von den edlen Frauen dieses Kreises, der Gräfin Therese Sarnthein, und den zwei Schwestern Schulers, Mathilde und Cornelie, sprechen wir bei anderer Gelegenheit. Die Briefe der letzteren gehören zum Schönsten, was deutsche Frauenhand geschrieben, und werden demnächst veröffentlicht.

Über Hermann von Gilm sind jetzt die Acten wohl auch geschlossen. Die Ausgabe seiner Gedichte bei Liebeskind und die Biographie im gleichen Verlage entsprechen dem heutigen Stande der Kritik nicht.

Seit Professor Emanuel Winder das Büchlein „Hermann von Gilm" herausgab, hat wohl aller Streit ein Ende. Gilm kehrte in späteren Jahren vollständig auf den Boden der katholischen Kirche zurück, und da ergab es sich von selbst, dass er sein Jesuitenlied bedauerte und noch ein Jahr vor dem Tode auf seinen Wunsch aus den Händen des Kapuziners Angelicus andächtig die Sacramente empfieng.

Dass er an den entscheidenden Märztagen nicht mitgethan hat, sondern nur Augenzeuge war, beweist sein eigener Brief vom 16. März; die Volksbewaffnung wurde am 14. März bewilligt, da erhielt auch er seine Muskete und konnte dann sagen, er habe sie seit drei Tagen getragen.

Bei seiner Stellung als Staatsbeamter, die er nicht riskieren durfte, begreift sich das von selbst, obwohl auch seine Natur nicht zum Kampfe angelegt war, wie er denn auch später in einer Audienz beim Minister Bach den Liberalismus der Jugendjahre entschuldigte. Wird der alte Politicus verständnisinnig geschmunzelt haben!

Das hat eigentlich mit Gilms Poesie wenig zu thun. Die Angriffe von Theodor Storm und Emil Kuh sind ganz ungerechtfertigt, am besten dürfte ihn wohl Richard Werner als genialen Dilettanten bezeichnen. Genial, ja! Aber unter seinen Gedichten befinden sich einige, welche dem größten Meister Ehre machen würden, es sind unvergängliche Juwelen im Schatzkästlein der deutschen Muse.

Gilms eigentliche Bedeutung fällt vor das Jahr 1848, später hat er weit weniger gedichtet; er war durchaus loyal geworden und verherrlicht den Kaiser von Österreich und seine Armee. Auch hier waren die liberalen Anwandlungen überwunden. Als ich ihn um einen kleinen Beitrag zum Grabmale Senns ersuchte, gab er keine Antwort. Darum war es schwer, von seinen Gedichten eine Ausgabe zu machen; in dem Bande, den er zusammenstellt, fehlt sehr Wesentliches.

1894 sind die dreißig Jahre vorüber, die seine Poesien im Bann hielten, vielleicht erleben sie nun, um die flotten Briefe vermehrt, eine Gesammtausgabe, die auch für den Literarhistoriker wertvoll ist.

Nach ihm könnte man Heinrich Perthaler nennen; Ambros Mayer veröffentlichte aus seinem Nachlass zwei Bände; er nimmt als Staatsmann und treuer Gehilfe Schmerlings einen Platz in der Geschichte des constitutionellen Österreich ein, seine Gedichte sichern ihm, um ein modernstes Wort zu gebrauchen, einen Achtungserfolg.

Johann Schöpf war mit keinem der Genannten in näherer Beziehung; er gehört jedoch, wenigstens äußerlich, der Zeit nach zu ihnen und verdient gar wohl Erwähnung. Geboren am 30. April 1811 zu Oberhofen bei Telfs, studierte er Theologie, wurde 1841 zu Brixen ausgeweiht und wirkte seitdem an verschiedenen Orten als Seelsorger, seit 1868 als Curat zu Inzing. Man könnte ihn den Auerbach Tirols nennen, nicht deswegen, weil er 1857 bei Manz in Regensburg zwei Reihen „Dorfgeschichten" drucken ließ, sondern weil die Manier Auerbachs, den er jedoch an treuer und wahrer Auffassung des Volkslebens übertrifft, auf ihn Einfluss hatte, während sich die anderen Tiroler gegen denselben ganz ablehnend verhielten. Diese Erzählungen verdienten gar wohl weitere Verbreitung: es hat sie allerdings ein tirolischer Priester geschrieben, aber nur thörichtes Vorurtheil kann sie deswegen zurückweisen. Sein „Spiegelkalender", Innsbruck 1856 bis 1861, fand trotz manchen trefflichen Zug wenig Beifall. Der Versuch, Dante für die tiroler Bauern zu popularisieren, war ein Anachronismus. Schöpf führt ihn so ein: „Es hat einmal ein Poet oder Dichter gelebt, in Welschland drin, und dieser hat einen Marsch gemacht durch Hölle, Fegefeuer und Himmel, durch alle drei Provinzen. Dichter kommen überall hin, wenn sie auch nie aus ihrem Zimmer gehen. Nun weiß auch dieser Dichter, er heißt Dante, von seiner Reise allerlei zu sagen und zu erzählen. Freilich ist alles nur ein Gedicht, und der Mann ist so wenig in der Hölle und im Himmel gewesen als ich und Du. Indes ist vieles, was er uns sagt, nicht übel und wohl beherzenswert, und man kann sich dabei immerhin seine guten Gedanken machen, und gehört eben nicht viel Verstand dazu, um sich herauszuklauben, welch ernste Wahrheiten der dichterischen Einkleidung zugrunde liegen." Statt Dante lesen unsere Bauern den Pater Kochem, der ein gar duftiges „Capitel über den höllischen Gestank" eingeschaltet hat. Schöpf verfasste auch Trauerspiele. Die „Heilige Elisabeth" erschien 1856 zu Innsbruck; „Gudrun" 1858 zu Brixen. Zu Ochsengarten und Inzing

wird man ebensowenig ein dramatischer Dichter als zu Bozen. All diesen Männer fehlte nicht das Talent, wohl aber das Hoftheater und ein Enk, der den Halm dressierte, soweit ein Poet Dressur braucht.

Alois Flir wäre dem Alter nach vor Gilm und Schöpf zu stellen, er öffnet jedoch das Thor einer neuen Epoche geistigen Lebens, und darum schließen wir mit ihm. Auch über sein Leben theilt uns H. Kurz im vierten Bande seiner Literaturgeschichte, S. 34, das Nöthige mit und zählte seine Werke mit gewissenhafter Kritik auf. Ein wichtiger Beitrag zur Biographie sind die zu Innsbruck nach Flirs Tod erschienenen Briefe aus Wien und Frankfurt und aus Rom. Letztere machten viel reden, denn er schwätzte sehr unbefangen aus der ultramontanen Schule. Was das Drama „Regnar Lodbrock" anlangt, so schrieb Flir bereits 1834 an Schuler: „Ich empfinde einen gewaltigen Drang, meinen ‚Regnar', wie ich ihn nun fühle und zum Theil schon vor Augen habe, zu bewerkstelligen. — Aber bald sehe ich wohl wieder, dass ich entweder meinen heiligen Pflichten untreu werden oder vom Dichten einstweilen ablassen muss. Und wer weiß, ob dieses ‚Einstweilen' nicht gar zu lange dauert, bis die Jugendkraft bricht, das Feuer erlischt und die Bilder in trübe, gestaltlose Dämmerung zusammenfließen. Wie Gott will!"

So viel Schönes und Gelungenes Flirs Schriften bieten, weit mehr wirkte er als Lehrer. Er wurde 1835 Professor der Philologie und Ästhetik an der Universität zu Innsbruck und blieb hier, bis er 1853 als Rector der deutschen Kirche all' anima nach Rom berufen ward. Schuler schreibt an Streiter: „Flir, der neue Professor der Ästhetik, macht hier durch seine geistvollen und begeisterten Vorträge Aufsehen. Es ist viel Streben, besonders nach der Tiefe, in ihm, und er weiß seine Zuhörer mächtig anzuregen. Ich hoffe die besten Erfolge von seinem Wirken auf die Jugend. Wie wenig wird davon bleiben, wenn einmal die Brotstudien und dann die über alle Beschreibung dürren und trostlosen Praktikantenjahre kommen. Ich glaube, es ist aus Furcht vor dem Ertödtenden unseres Staatsdienstes, dass sich gerade die besten Köpfe meist der Theologie zuwenden."

Und wodurch gab denn Flir einen so gewaltigen Anstoß? Er war kein strenger Fachgelehrter, der wie Heliogabal die Gäste unter Blumen seine Zuhörer mit Text und Glossen erstickt hätte. Wo sollt' er es auch hernehmen? Eine deutsche Universität hat er nie besucht, er war nur Dilettant, ein bisschen Autodidakt.

Er gab der Jugend nicht einmal den liberalen Flitter, mit dem sich ehrgeizige Professoren auf wohlfeile Art populär machen. Flir war Priester, Katholik aus innerster Überzeugung und mit der vollsten Wärme seines Gemüthes, enthusiastisch gestimmt durch die Schönheit seiner Kirche, so dass er manchen phantasievollen Jüngling in die Theologie sprengte und dann als Urheber verfehlten Berufes Vorwürfe hören musste. Er war so katholisch, dass er einen jungen Philosophen, der dem Tod nahe war, in den letzten Stunden quälte, er möge die Sacramente empfangen.

Und dennoch dieser Einfluss?

Flir war eine dichterische Natur, voll Feuer und Leidenschaft, Spott und Ironie gegen die ledernen Paragraphenzähler, das reine Gegentheil von den Vogelscheuchen, die man bisher Professoren nannte. „Auch früher gab es brave Lehrer, bei denen man sich für ein Fach gut vorbereiten konnte, es that aber ein Mann noth, der sie anhauchte mit dem Hauch der Begeisterung, der sie durchglühte mit der Liebe zum Idealen, so dass auch der Mittelmäßige einen Augenblick in den Himmel Platons ragte; es that ein Mann noth, der die Schranken der Zunft niederbrach und die Jugend vor dem Altar des Guten, Schönen und Wahren selbstlos ohne Seitenblick auf den Futterkorb opfern lehrte. Der Mann kam zu rechter Zeit; die lange Reihe seiner Zuhörer, die er an sein warmes Herz zog, wird, und möge sie was immer für einen Weg wandeln, sich dankbar der herrlichen Stunden erinnern, die sie bei ihm verbracht; sie wird es dankbar anerkennen, dass mit Flir an der Universität in Tirol eine neue, nie dagewesene Ära begonnen habe.“ So schilderte ich ihn nach Jahren.

In jener Zeit herrschte eine lebendige Gährung unter der Jugend; sie wurde von Flir genährt; diesen Aufschwung ersetzt kein Fachstudium.

In der Mitte der Dreißigerjahre vereinigten sich Studenten zu einer Gesellschaft, die sie nach ihrer Kneipe „Bierfranzlia“ benannten; sie verhandelten literarische und poetische Fragen. Zu diesem Kreise gehörte der wildgeniale J. Obertimpfler, der aus dem Benedictinerkloster zu Salzburg in die Schweiz entfloh, wo er in Zürich eine Kaltwasserheilanstalt gründete und wahnsinnig starb. Von seiner übersprudelnden Poesie hat sich leider nichts erhalten. Dann der tiefsinnige Arzt Christian Schlechter, der lustige Poet Bernhard Moser, den ein früher Tod hinraffte, der clericale Agitator Simon Moriggl und andere. Diese Gesellschaft zerfiel bald. Aus ihr recrutierte ich

einige Mitglieder für die „Frühlieder“, zu denen sich dann jüngere Kräfte gesellten.

Dieses jungtirolische Album wurde 1846 zu Wien gedruckt — der Verleger Schumacher, welcher das Geld gab, aber auch den officiellen „Tirolerboten“ druckte, wagte gar nicht, sich auf dem Titelblatte zu nennen. Die catilinarische Verschwörung setzte Cicero und seine Getreuen nicht mehr in Unruhe als dieses Bändchen großentheils harmloser Sentimentalitäten unsere Hermandad. Monatelang blieb es bei der Censur liegen, oder vielmehr es wanderte zwischen Innsbruck und Wien hin und her, man strich die Vorrede und jedes Ströphchen, das auf die Dunkelmänner bezogen werden konnte.

Von den Frühliedlern und ihren Zeitgenossen leben nur noch wenige, wie: Antonia Bogner, der eigenartige Spruchdichter Caspar Speckbacher, Alois v. Mages, der fleißige Germanist Ignaz Zingerle, Martinus Meyer, ein sehr entschiedener Liberaler, der nach dem „Sagenkränzlein aus Tirol“ jüngst „Shlernsagen“ herausgab. Hier kann man zunächst wohl Christian Schneller mit dem reizenden Märchen „Am Alpsee“ anschließen.

Wir führen den Leser auf den Friedhof und zeigen ihm die Todtenkreuze von Heinrich Perthaler, Franz Hochegger, Adolf Purtscher, Sigmund Schlumpf, Gottlieb Putz, Walpurga Schindl, Alois Meßmer, Johann Pfeifer, Cölestin Gschwari, Adolf Wildgruber, Vincenz v. Ehrhart, Ludwig und Josef v. Schnell, über den S. M. Prem einen literarhistorisch interessanten Essay im „Tirolerboten“ veröffentlichte, endlich Josef Praxmarer, dessen Autobiographie „Aus den Flegel- in die Mannesjahre“ auch Lagarde in Göttingen vollen Beifall zollte.

Von jedem dieser Poeten, die meistens auch im Leben eine hervorragende Stellung einnahmen, kennen wir ein oder mehrere treffliche Gedichte, wollte man sie sammeln, es gäbe eine vorzügliche Blumenlese.

Wohl wäre es an der Zeit, auch diese Dichter im Zusammenhang zu schildern und ihre Werke kurz zu charakterisieren. Meine Hand ermüdet jedoch, möge eine jüngere diese Skizze weiterführen und vollenden.

Auf die Frühliedler folgte ein jüngeres Geschlecht. Auch von diesen sind schon manche todt, so Anton v. Schullern und Hans v. Vintler, deren Gedichte bei Liebeskind erschienen, endlich der unglückliche Dramatiker und Schauspieler Ludwig Schenk. Sie überragt Angelica v. Hörmann, deren farbenreiches und psychologisch fein durchgeführtes erzählendes Gedicht „Oswald v. Wolkenstein“ wohl zum

Besten gehört, was von dieser Gattung seit langer Zeit auf dem deutschen Büchermarkt erschien. Auf ihre stimmungsvollen, wenn auch nicht auf Knalleffecte berechneten lyrischen Gedichte machen wir ebenfalls aufmerksam. Dann Ludwig v. Hörmann, dessen Hauptverdienst auf dem Gebiete tirolischer Volkskunde liegt, Karl Domanig, dem wir die schöne Erzählung „Der Abt von Fiecht" und mehrere Dramen verdanken, Georg Obrist, ein Lyriker, Peter Moser, Josef Maurer, der innige Norbert Stock, Patriz Anzoletti, der treffliche Lyriker Bartolo Del Pero, der gemüthvolle Ambros Mayr, Adolf Povinelli, der Dichter des „Ahasver", der hochbegabte Josef Seeber, der auch als katholischer Literarhistoriker wirkte, Isidor Müller, Graf Arthur v. Wolkenstein, von dem unlängst bei Regner ein Roman erschien.

Von der jüngsten Generation wüsste ich nur den talentvollen Franz Kranawitter und H. Lechleitner zu erwähnen; möge beiden ein günstiger Stern leuchten; ich aber bitte zum Schluss um Entschuldigung, wenn ich einen der zahlreichen Namen auf dem Tirolerparnass übersehen haben sollte.

---

# Der australische Wald.

Von Rob. v. Lendenfeld.

Czernowitz.

Im Innern Australiens regnet es fast nie. Der weitaus überwiegende Theil des Landes ist sehr arm an Wasser und ohne Flüsse. Nur ein schmaler Küstensaum wird durch fließende Gewässer mit dem Meere verbunden. Der ganze centrale Theil des Continents ist ein Binnengebiet, welches mit dem Ocean in keinem hydrographischen Zusammenhange steht. Der von Küstenflüssen durchzogene Saum ist besonders im Westen und im Süden schmal. Breiter ist er im Norden, wo tropische Regen die Bildung von Flüssen ermöglichen.

Der einzige Theil Australiens, in welchem bedeutendere Flüsse vorkommen, ist der östliche, besonders südöstliche, wo die Kette der australischen Alpen die Luftfeuchtigkeit in größerer Menge condensiert und hierdurch die Regenmenge bedeutend erhöht. Zahlreiche Küstenflüsse entwässern den Ostabfall dieses Gebirgssystems, während sich die von den westlichen Hängen herabkommenden Gewässer zu dem einzigen großen Fluss Australiens, dem Murray, vereinigen, der nach längerem Laufe nicht fern von Adelaide an der Südküste mündet.

An der Südostküste erreicht die jährliche Regenmenge stellenweise $1^1/_2$ *m* und mehr. 30 *km* landeinwärts beträgt sie kaum halb so viel. Auf der Höhe des Hauptkammes der Alpen, 150 bis 200 *km* von der Ostküste entfernt, erreicht sie abermals $1^1/_2$ *m*. Weiter gegen das Innere nimmt sie sehr rasch ab, so dass die von den regenreichen Gipfeln der Alpen noch sichtbaren Theile des westlichen Flachlandes schon sehr trocken sind. Hier haben

wir eine Regenmenge von $1/_3$ *m* und weiter im Nordwesten von $1/_5$ *m*, während die jährliche Verdunstung 3 *m* beträgt.

Im Norden herrscht tropisches Klima, im Süden gemäßigtes. In keinem Theile Australiens fällt im Tiefland Schnee, wohl aber gefriert es nicht selten in kalten Winternächten an der Ostküste bis weit hinauf nach Norden. Der höchste Punkt Australiens, der Culminationspunkt der australischen Alpen, der Mount Townsend, liegt 2241 *m* über dem Meere. Auf den Alpen schneit es im Winter häufig, und der Schnee bleibt bis zu 1000 *m* herab längere Zeit liegen. Auf den höchsten Kämmen bilden sich im Winter mächtige Schneewehen, deren Reste im Sommer nicht schmelzen und noch im Jänner als ausgedehnte Schneebänder von 15 *m* Mächtigkeit die Kammlinien zieren. Alle diese Schneebänder liegen östlich, weil die wächtenaufthürmenden Winterwinde vorherrschend westliche sind. Auf den Alpenhöhen friert es auch im Sommer des Nachts häufig.

Die Vegetation ist diesen klimatischen Verhältnissen in so vortrefflicher Weise angepasst, dass eine sehr lange Dauer des gegenwärtigen Klimas vorausgesetzt werden muss. Gleichwohl zeigen die Spuren von Vergletscherung in den australischen Alpen, dass es dort einstens kälter und feuchter gewesen sein muss als wie heutzutage. Auch einzelne Pflanzenarten, die gegenwärtig an feuchten und kühlen Fundorten isoliert vorkommen, deuten auf eine solche Änderung des Klimas vor nicht allzu langer Zeit.

Doch wenn auch früher in den Alpen und an der Südküste kälteres und feuchteres Klima geherrscht hat, so war doch das Flachland im Innern des Continents gewiss seit dem Bestande Australiens in seiner gegenwärtigen Gestalt (Ende der Tertiärzeit) trocken und heiß.

Eine Änderung des Klimas, ein Feuchter- und Kühlerwerden, welches hinreichen würde, um große Gletscher in den Hochthälern der australischen Alpen zustande zu bringen, könnte nur die Folge haben, dass die Pflanzen ihre Standorte ein wenig änderten; auch dann noch gäbe es passenden Raum genug für die extremsten Wüstenpflanzen. Die Pflanzen, welche heute auf den Gipfeln der Alpen wachsen, würden herabsteigen in tiefere Regionen, und jene, welche in dem feuchteren Küstensaum gedeihen, würden vorrücken gegen das trockene Innere. Die Ausdehnung der baumlosen Steppe im Innern würde verringert und der bewaldete Küstensaum entsprechend verbreitert; sonst bliebe alles so ziemlich beim alten, weil auch dann für alle Pflanzen passende Verhältnisse herrschen würden: alle Übergänge

von dem heißen Wüstenklima im Innern des Continents zu dem tropisch feuchten Klima im Norden auf der einen und zu dem winterkalten auf der anderen Seite.

Es zeigt sich also, dass klimatische Änderungen dieser Art wohl Migration, nicht aber Änderungen durch Zuchtwahl veranlassen würden.

Die Alpenhöhen sind baumfrei, denn ihr Klima ist zu rauh für die Waldbäume. Ebenso ist die wüstenartige Fläche im Innern baumfrei, denn hier ist es für sie zu trocken. Der ganze Küstensaum hat ein hinreichend feuchtes und mildes Klima und ist dem entsprechend bedeckt mit continuierlichem Walde. Dieser Wald hat zwei Grenzen: eine sehr scharfe nach oben zu in den Alpen und eine allmähligere nach innen gegen die Steppen Central-Australiens hin.

Gegen die obere Baumgrenze im Gebirge nimmt der Wald den Charakter des Krummholzes der europäischen Alpen an. Der Übergang des Waldes in die Steppen des Innern wird vermittelt durch Bäume und Sträucher, welche an die außerordentliche Dürre ihres Standortes angepasst sind.

Wir haben gesehen, dass nur an der äußersten Küstenzone und auf den Hängen der Berge, sowie gegen Norden hin, wo tropisches Klima herrscht, die Niederschlagsmenge hinreicht, um die Verdunstung zu überwiegen. Weit über diese sehr kleinen feuchten Gebiete hinaus erstreckt sich der Wald, und er ist überall sonst an die Trockenheit angepasst.

In den Alpenthälern und an feuchten Küstenstrecken ist wie bei uns Wasser genug vorhanden, und hier ist es — auch wie bei uns — vorzüglich das Licht, um das die Pflanzen zu kämpfen haben. Deshalb hat in diesen engbegrenzten Gebieten der australische Wald einen ähnlichen Charakter wie der deutsche, denn wie in diesem treten alle Anpassungserscheinungen hinter jenen zurück, welche dem Erhaschen des Lichtes dienlich sind.

Ganz anders verhält es sich aber in allen anderen Theilen des Waldes, wo der Regenfall ein zu geringer ist. Hier trüben fast nie Wolken den Himmel, und die im Sommer nahe dem Zenith passierende Sonne sendet ihre Strahlen herab durch die trockene und überaus durchsichtige Luft. Licht genug gibt es hier, aber zu wenig Wasser, und es tritt der Kampf ums Licht ganz und gar zurück hinter dem Kampf ums Wasser, von dem lange nicht genug vorhanden ist. Diejenigen Anpassungserscheinungen, welche der Aufnahme und Festhaltung von Wasser dienlich sind, haben hier deshalb die Oberhand, und

sie wirken in sehr interessanter Weise auf die Gestaltung des Waldes ein.

Je weiter wir ins Innere des Landes vordringen, um so auffallender erscheinen diese Gestaltungseigenthümlichkeiten.

Wir wollen nun von dem westlichen Theile von Neusüdwales aus, welcher mit solchem auf Trockenheit eingerichteten Walde bedeckt ist, drei Reisen, nach Nordost, nach Nordwest und nach Südost, unternehmen, um zu sehen, wie sich der Wald anpasst an die Klimate, die wir am Wege antreffen werden.

Obwohl zahlreiche Arten von Coniferen (Casuarineen, Frenela u. a.), Monokotyledonen (Palmen, Grasbäume) und selbst Farrenbäume an der Zusammensetzung des Waldes theilnehmen, so sind es doch die Laubbäume, welche weitaus den größten Theil desselben bilden und unter diesen wieder die zu den myrtenähnlichen Gewächsen gehörige Gattung Eucalyptus, die in zahlreichen Arten den Wald beherrscht.

Hinter den Eucalypten treten alle anderen Bäume so sehr zurück an Größe, an Arten und an Individuenzahl, dass man den ganzen Wald schlechtweg als Eucalyptuswald bezeichnen kann.

Auch in der Umgebung des Ortes, von dem wir ausgehen wollen, Burrabudimba am Lachlan-Flusse, 33° 20' südl. Br., 146° östl. L., besteht der Wald fast ganz aus solchen Eucalypten — Gumtrees, Gummibäume, wie sie im Volksmunde heißen. Die Bäume haben meist $^1/_3$ bis $^2/_3$ *m* Dicke und leichtgebogene Stämme, welche etwa 6 *m* über dem Boden Äste abzugeben beginnen. Die Äste sind dick und unregelmäßig verzweigt. Die Baumkrone ist rundlich, etwa 12 *m* breit, der Stamm ist als solcher bis zu einer Höhe von etwa 15 *m* erkennbar. Die Bäume sind durchschnittlich 20 bis 25 *m* hoch. Stamm und Äste sind denen eines alten Apfelbaumes nicht unähnlich an Gestalt, die Rinde dagegen ist ganz verschieden. Diese erscheint nämlich weißlich und glatt wie die Rinde einer Buche. Sie löst sich in langen und schmalen Streifen vom Stamme los, welche in großer Zahl gleich Bändern von demselben herabhangen und schließlich abfallen. Darunter bilden sich immer neue Rindenlagen. Die herabhangenden Rindenfetzen verleihen den Stämmen ein eigenthümlich unordentliches Aussehen. Die Blätter sind nicht zahlreich und stehen schütter an den Zweigen. Sie haben eine blass gräulich-grüne Farbe. Die Unterseite ist heller als die Oberseite. Ihre Gestalt ist langgestreckt-lanzettförmig, ganzrandig, etwas gebogen, säbelförmig. Die Eucalypten sind alle immergrüne Bäume. Ihre Blätter halten mehrere Jahre

aus und fallen einzeln zu allen Zeiten des Jahres ab. Obwohl nun diese Blätter ziemlich groß, durchschnittlich etwa 20 *cm* lang und 3 *cm* breit sind, so geben die Gummibäume hier am Lachlan-Flusse doch fast gar keinen Schatten. Das kommt daher, dass die Blätter nicht wie bei uns — Kampf ums Licht! — ihre Blattspreiten dem Lichte zukehren, sondern vertical herabhangen und die Kante der Sonne zuwenden. Hierdurch entgehen sie einer allzu starken Erwärmung durch die Sonne: eine Anpassungserscheinung, die den Zweck hat, die Verdunstung herabzusetzen.

Betrachten wir die Blätter genauer, so finden wir zunächst, dass sie derb, lederartig sind. Ihre Haut ist sehr dick, das Innere schwammig. Die dicke Haut ist wasserdicht und verhindert die Verdunstung. Im Inneren wird Wasser gespeichert. Die Spaltöffnungen liegen in Vertiefungen und sind hierdurch, sowie durch Haare, welche sie theilweise verdecken, geschützt. Das sind Einrichtungen, welche sonst nicht beobachtet werden und offenbar den Zweck haben, die Verdunstung möglichst zu vermindern.

In den Blättern kommen sehr zahlreiche Öldrüsen vor, welche das bekannte, sehr wohlriechende Eucalyptusöl absondern. Dieses verdunstet fortwährend, besonders rasch bei großer Hitze, wodurch die Temperatur des Blattes wesentlich herabgesetzt wird. Auch dieses ist eine Schutzeinrichtung gegen allzu rasche Verdunstung.

Die Wurzeln der Eucalyptusbäume gehen nicht nur sehr tief hinab, sondern sie breiten sich auch horizontal außerordentlich weit aus, so dass die Wurzelareen beträchtlich größer sind als die Baumkronen. Alles Wasser, das im Gebiete einer solchen Wurzelarea von der Oberfläche in den Boden eindringt, wird von dem Gummibaum absorbirt. Die tieferen Wurzeln verhindern das Aufsteigen von tieferem Grundwasser bis zu den oberflächlichen Bodenschichten, indem sie alles durch die Capillarität des Bodens emporgezogene Wasser sogleich absorbieren.

Die Folgen hiervon sind zweierlei. Erstens stehen die Bäume sehr weit auseinander und ihre Kronen bilden kein continuierliches Laubdach — das ist, weil die Wurzelareen größer sind als die Kronen. Und zweitens wächst gar nichts zwischen den Bäumen und der Boden ist meist vollkommen kahl wie ein Asphaltpflaster — das ist, weil die Gummibäume alles Wasser für sich in Anspruch nehmen und nichts übrig lassen für kleinere Pflanzen.

In der Gegend von Burrabudimba regnet es selten, kaum einmal im Jahre, und es herrscht großer Mangel an Wasser. Das Land

ist flach, der Boden lehmig, von röthlicher Farbe, bedeckt mit schütterem, schattenlosen Eucalyptuswalde. Kein Kraut und kein Gras wächst auf dem kahlen, von der Sonne ziegelartig gebrannten Boden. Nur die Stämme der Bäume, nicht aber die Kronen, geben Schatten, und der Reisende findet im ganzen Walde keinen schattigen Platz zur Mittagsrast.

Hie und da findet man an den tiefsten Stellen des Bodens einzelne Wasserlöcher. Das Wasser ist schlammig und brackisch, erfüllt von Algen und niederen Thieren, unter denen die Larven gewisser Hunde-Bandwürmer, die in der Leber des Menschen zu Hydatiden auswachsen und sehr gefährliche Krankheiten verursachen, für den durstigen Wanderer die gefährlichsten sind.

Zahlreiche Arten von Papageien und anderen Vögeln beleben die Baumkronen; sie machen des Morgens und Abends Lärm genug, aber jetzt am Mittag ist alles still. Glühend brennt die Sonne herab auf den heißen, steinharten Boden. Mit pfeifendem Säuseln rauscht der heiße und staubreiche monsunartige Wüstenwind, der vom Nordwesten aus dem Innern des Landes kommt, durch die Kronen der Bäume. Alles ist sonst ruhig, kein Thier regt sich in dieser Hitze, nur die Fliegen, die eigentliche Plage des Landes, umsummen uns träge, Mann und Ross belästigend. Die Pferde stellen sich dicht zusammen und suchen mit den Schwänzen die Fliegen gegenseitig fern zu halten. Wir müssen fortwährend mit den Taschentüchern fächeln, um sie uns vom Leibe zu halten.

Keine Kühlung bringt der Abend. Der Monsun hat an Heftigkeit zugenommen, und dunkelroth sinkt die Sonne, im Staube verschwindend, noch ehe sie den Horizont erreicht hat.

Wir wälzen uns unruhig. Heiß ist der Boden, heiß die Luft, und selbst das schmutzige, blutegelerfüllte Wasser der Lache, in dem wir baden, ist warm und unerquickend.

Wir reisen nach Nordosten. Das Land ist flach, und der Wald behält seinen Charakter bei. Es ist noch heißer als am vorhergehenden Tage, und schon um 10 Uhr vormittags machen wir Mittagsstation.

Da steigen plötzlich dunkle Wolken auf am südlichen Horizont. Der Monsun nimmt an Heftigkeit fortwährend zu. Von Stunde zu Stunde wird es heißer. Höher steigen die Wolken: dunkel stahlblau hinter den blassgrünen Eucalyptusblättern, die im Sonnenlichte hell glänzen. Freudig erwarten wir alle den kommenden Regen. Das Zelt wird mit doppelten Seilen befestigt, denn ein starker Sturm ist zu erwarten. Kaum mehr erträglich ist die Hitze. Die Fliegen ahnen den kommenden Regen und verkriechen sich in Baumhöhlen, wo sie dicht-

gedrängt in mehreren Schichten übereinander sitzen. Laut säuselt der staubige Wüstenwind durch die Bäume. Jetzt erreicht der Wolkenrand die Sonne. Wir können die dunklen Augengläser abnehmen, denn das Licht ist nimmer so blendend. Rasch stürmen die Wolken über den Zenith hinaus nach Norden. Es wird dunkler und dunkler. Schwarz dräut der Himmel im Süden, während im Norden noch alles hell und sonnig unter dem meerblauen Firmament daliegt. Blitze heben sich in scharfem Relief aus der finsteren Wolkenbank. Jetzt endlich — welcher Genuss! — schlägt der Wind plötzlich nach Süden um, er ist nimmer staubig und heiß, sondern wetterduftig und kühl. Rasch steigt die Gewalt des Windes. Einzelne Tropfen fallen. Lauter und mit tieferem Tone rauschen jetzt die Bäume im Südwind. Dazu gesellt sich die Himmelsharmonie des Donners, erst ferne und continuierlich rollend, dann sich auflösend in kräftige, rasch aufeinanderfolgende Schläge, deren Wiederhall an den Wolken dahinrollt. Plötzlich wird der Regen heftiger. Mit Gewalt fasst der entfesselte Sturm die Bäume, Zweige und Äste losreißend und herabschleudernd auf den Boden. Gierig saugt der trockene Lehm das Wasser auf. Hie und da bilden sich Rinnsale, dahin schießt die lehmige Flut, und rasch steigt der Spiegel der kleineren Lache, an deren Ufer wir lagen.

Drei Tage dauert der Regen an, allmählich schwächer werdend. Das ganze Land ist in einen ungangbaren Sumpf verwandelt. Überall hemmen weite Wasserflächen unsere Reise, und gerne nehmen wir Zuflucht bei einem Squatter, um in seinem Hause zu warten, bis sich das Wasser verlaufen hat.

Noch gleicht der Boden einer Lehmgrube, und schon sprießen allenthalben saftige Gräser und Kräuter aus demselben hervor. Mit frischem Grün bedeckt sich die kahle Fläche. Die Samen, die seit Jahren im trockenen Boden geschlummert, haben gekeimt, und mit unglaublicher Geschwindigkeit schießen die jungen Pflanzen empor. Vergnügt reibt sich unser Wirt die Hände, denn fett werden dieses Jahr seine Schafe sein.

Nach einigen Tagen verlassen wir sein Haus und reiten weiter durch wogendes Gras. Dieses reicht nach drei Wochen schon bis zu den Schultern der Pferde. Vierzehn Tage später sind die Samen gezeitigt. Alles verdorrt wieder. Ein Waldbrand räumt das Stroh ab, und nach einigen Monaten ist der Boden wieder vegetationslos und kahl.

Wir erreichen nach mehrwöchentlicher Reise die Hügelketten, welche der Ostküste parallel in einer Länge von 150 *km* im Sand ver-

laufen. Hier ist der Boden nimmer so kahl, denn es regnet häufiger. Die Bäume allerdings haben noch dasselbe Aussehen wie am Ufer des Lachlan, aber zwischen den Stämmen wächst doch hie und da etwas Gras, und auch die Wasserlöcher — Reihen von Wasserlöchern, Reste von Bächen, welche nach heftigen Regengüssen entstehen — werden häufiger. Ihr Wasser ist auch besser, reiner und kaum merklich brackisch.

Wo die Squatters durch Ringschnitte die Gummibäume getödtet haben, da wächst Gras recht üppig, weil dort das vorhandene Grundwasser nicht von den Bäumen verbraucht wird und dem Grase zugute kommt. Millionen von Schafen weiden in dieser Gegend am westlichen Fuße der Hügelketten.

Wir steigen empor auf die Hügel. Dichter ist hier der Wald, höher sind die Bäume und mannigfaltigerer Art; breiter sind die Blätter und dichter die Baumkronen. Jenseits steigen wir hinab in das Thal des Clarence-Flusses: eine mehrere Kilometer breite alluviale Ebene, umgeben von Hügelland. Diese Ebene ist bei 100 *km* lang und wird durchzogen von einem breiten, für ziemlich große Dampfer gut schiffbaren Wasserweg — nicht einem Flusse, sondern eigentlich einem Arm des Meeres. Das Wasser in demselben ist in der Regel fast reines Meerwasser, belebt von Quallen und Haifischen wie die hohe See. Nur nach heftigem Regen im Hinterland wird dieser Wasserweg zu einem wirklichen Strom. Rasch eilt dann die trübe Flut durch denselben hinab, höher und höher ansteigend und schließlich die Ebene weithin überschwemmend. Nahe der Mündung sind die Ufer nur 1 bis 1½ *m* hoch. Stromauf nimmt die Höhe der Steilufer stetig zu und erreicht am oberen Ende des breiten, ebenen Thales 8 bis 10 *m*. — Wie in Ober-Ägypten, befruchtet das Wasser bei diesen Überschwemmungen durch Deponierung von feinem Schlamm den alluvialen Boden. Vor der Mündung breiten sich gefährliche Sanddünen aus, aufgebaut aus dem Material, welches der Fluss herabbringt von den Bergen, und an dieser Stelle angehäuft durch die Gewalt der Wogen des offenen Meeres. Diese erschweren die Schiffahrt und manches Wrack steckt heute in diesen Sanddünen, den Seefahrer zur Vorsicht mahnend.

Üppig wächst auf dieser alluvialen, immer aufs neue gedüngten Fläche undurchdringlicher Urwald. Thau und Regen versorgen die Pflanzen mit hinreichender Feuchtigkeit, denn hier an der Mündung des Clarence beträgt die jährliche Niederschlagsmenge bei 1½ *m*.

Auch hier sind es die Eucalyptusbäume, welche am zahlreichsten sind; aber wie anders sehen diese Bäume aus als jene, welche wir am Nordufer des Lachlan-Flusses angetroffen haben! Hochauf ragen die mächtigen Stämme, kerzengerade, erst in einer Höhe von 20 bis 30 *m* die ersten Äste abgebend. Dicht sind die buschigen Kronen und flacher ausgebreitet die breiteren, meist ovalen Blätter. Schlingpflanzen hangen gardinenartig an den hohen Ästen, von Baum zu Baum sich erstreckend und die Kronen verwebend. Große Farnkräuter und selbst phanerogane Pflanzen, wie Orchideen, wachsen hoch oben an den Baumstämmen, das Blätterdach noch mehr verdichtend. Kein Sonnenstrahl dringt herab auf den feuchten, dunklen Waldboden. Nur sehr zarte Kräuter mit blassen Blättern und großen Blüthen gedeihen in diesem Urwaldschatten neben Farnkräutern und Pilzen. Hier gibt es keinen Kampf ums Wasser — Wasser ist genug für jede Pflanze vorhanden — nur einen Kampf ums Licht, der formverändernde Anpassungserscheinungen hervorruft.

Die eigenthümlichste Anpassungserscheinung dieser Art beobachten wir an einer Ficusart, welche in sehr eigenthümlicher Weise, ohne erst einen Stamm zu bilden, gleich herankommt an das Licht im Niveau der Baumkronen. Die Samen dieser Ficus keimen, wenn sie durch Vögel oder Wind zufällig dahin gebracht worden sind, in den Achseln der großen Äste hoch oben an den Stämmen der Gummibäume. In dem Humus, der sich dort unter dem Moose angesammelt hat, findet die junge Pflanze ihre erste Nahrung. Sobald einige Blätter entwickelt sind, bildet sie eine lange fadenartige Wurzel, welche rasch in die Länge wächst und den Stamm des Gummibaumes entlang herabkriecht, bis sie den Boden erreicht. Nun versorgt diese eine, sagen wir 20 *m* lange und nur 1 *mm* dicke Wurzel die wachsenden Ficus mit Wasser und Nahrung. Langsam wächst die Ficus selbst, aber rasch nimmt die lange Wurzel an Dicke zu. Neue Wurzeln dieser Art werden gebildet, und diese umspinnen den Eucalyptusstamm. Sie verwachsen miteinander, während sie stetig an Dicke zunehmen, und bilden schließlich ein continuierliches Rohr, welches den Eucalyptusstamm umschließt. Dieser stirbt infolge dessen ab und an Stelle des Gummibaumes haben wir schließlich einen Ficusbaum mit hohlem Stamme.

Auch kleine Palmen kommen in diesen Wäldern vor. Der wertvollste Baum aber ist eine Cedernart, deren mächtige Stämme überall in dieser Gegend mit Eifer gefällt werden. Man befestigt auf der Oberseite des gefällten Stammes verkehrt einen Wagen, spannt seitlich

ein Bullockteam — 16 bis 20 Ochsen — an und bringt auf diese Weise den Stamm auf den Wagen, der dann mittels der Ochsen mühevoll bis an den Fluss gezogen und dort hinabgeflößt wird.

Von den Ebenen ist jetzt freilich dieser herrliche Urwald meistens schon verschwunden. Blühende Städte, Zuckerraffinerien und ausgedehnte Plantagen von Mais und Zuckerrohr sind an seine Stelle getreten. Stellenweise findet man aber noch in der Ebene größere Urwaldparcellen, und auf den Hügeln ist der Wald großentheils noch intact. Freilich ist er hier lange nicht so dicht und schön wie auf der fruchtbaren Ebene.

Abermals ausgehend von Burrabudimba, wollen wir jetzt nach Nordwesten gegen das Innere des Landes vordringen.

Eine weite Ebene breitet sich hier aus, durchaus bedeckt mit demselben schütteren Eucalyptuswald, den wir schon kennen.

Nach mehrtägiger Reise kommen wir an den Darling-Fluss, den wir übersetzen. Es ist der letzte Fluss, ein Nebenfluss des Murray, den wir auf diesem Wege nach Alice Springs, dem Mittelpunkte Australiens, begegnen. 200 *km* nordwestlich des Darling liegt eine Hügelgruppe, über welche die Wasserscheide zwischen dem großen australischen Binnengebiete und dem Murraygebiete hinzieht. Darüber hinaus gibt es keine Flüsse mehr.

Jenseits des Darling ändert sich bald der Charakter des Waldes. Schütterer und kleiner werden die Bäume, und auf weite Strecken tritt Gebüsch, Mallee Scrub, Salt Bush, auch Eucalyptusarten an Stelle des Hochwaldes.

Anfangs sind diese Gebüsche recht dicht, doch je weiter wir gegen das Innere vordringen, um so schütterer werden sie. Jenseits der erwähnten Hügelkette, Stanley-Range mit Namen, hört die Baumvegetation ganz auf. Stellenweise fehlt auch das Gebüsch, und wir begegnen kleinen Flecken kahlen, vom Winde zusammengewehten Sandes. Hier tritt auch der dornige Spinifex, ein sparriger Strauch und eine Wüstenpflanze im vollsten Sinne des Wortes, zuerst auf. Je weiter wir vordringen, um so häufiger werden die Sandwehen. Stellenweise bilden sie ganze Colonnen von parallelen Erhebungen, welche den Meereswellen gleichen. Auf der Windseite sind sie convex und nehmen nach oben hin an Steilheit ab; an der Seeseite sind sie concav und sind oben sehr steil. An ihren Flanken trifft man ausgedehnte Bestände von Spinifexgebüsch an.

Weder fließendes noch ruhiges Wasser findet sich in dieser Gegend. Es regnet hier fast gar nie. Hie und da findet man an den tiefsten Stellen des Terrains Lager von Koch- und Bittersalz — die Reste einstiger Seen.

Außer dem Spinifex, der sehr wohl entwickelte und tiefgehende Wurzeln hat, kommen hier noch andere unscheinbare Wüstenpflanzen vor, deren Wurzeln ganz klein bleiben, und die das für sie nöthige Wasser direct aus der Luft, durch Vermittlung hygroskopischer Salze, welche sie ausscheiden, beziehen.

Ein großer Theil von Central-Australien ist solche Spinifex-Sandwüste und nur auf Kameelen zu bereisen.

Wieder wollen wir von Burrabudimba eine Reise machen, diesmal nach Südosten gegen die australischen Alpen hin. Wir überqueren der Lachlan, Murrumbidge und Billabony und kommen endlich an den Oberlauf des Murray selbst, dem wir nach aufwärts in östlicher Richtung folgen. Bis hierher ist das Land ziemlich flach und bedeckt mit demselben schütteren Eucalyptuswalde, den wir in der Umgebung unserer Ausgangsstation schon kennen gelernt haben.

Die Flüsse, die wir am Wege überschritten haben, führen warmes und schlammiges Wasser, das nur langsam fließt, denn das Gefälle ist gering. Doch ganz anders sieht der obere Murray aus. Sein Wasser ist kühl und klar und eilt die Rollsteine im Flussbett rasch dahin: es ist ein wahrer Gebirgsbach. Wie erquickend wäre ein Bad, doch auch hier gibt es zahlreiche Blutegel, ebenso wie in den Tümpeln im Flachland. Zu trinken ist aber dieses Gebirgswasser sehr gut.

Nun treten wir ein in die Vorberge. Breit und fruchtbar ist das Thal und zahlreiche Ansiedelungen liegen an der Straße, welcher wir folgen. Mais und besonders Weizen gedeihen trefflich auf den Rodungen. Der Wald ist dichter, die Bäume höher und der Waldboden keineswegs mehr kahl, sondern bewachsen mit hohem Grase; es ist Känguruhgras. Enger wird das Thal, steiler und höher werden die bewaldeten Hänge. Immer dichter wird der Wald, und immer höher werden die Bäume, je weiter wir gegen das Herz des Gebirges vorrücken. Die Fliegen sind hier viel seltener, obwohl uns einzelne, besonders die Schmeißfliegen, bis auf die höchsten Gipfel der Alpen begleiten.

Wir verlassen nun den Murray — hier ein kleiner klarer Alpenbach — und reiten links im Osten über den steilen Hang hinauf. Mit jedem Schritt, könnte man sagen, ändert sich der Charakter des Waldes. Immer höher werden die Bäume, und besonders die schlanken und geraden, erst sehr hoch sich verzweigenden Stämme der Eucalyptus pauciflora verleihen diesem subalpinen Walde einen eigenthümlichen Charakter. Klar ausgeprägt in dieser Änderung des Waldes ist der Übergang des vorherrschenden Kampfes ums Wasser in einen vor-

herrschenden Kampf ums Licht; denn rasch nimmt die Niederschlags-
menge zu mit zunehmender Höhe. Die Raschheit dieses Überganges ist
hier besonders auffallend. In wenigen Stunden gelangt man von dem
schütteren Walde des Tieflandes mit seinem kahlen, schattenlosen Boden in
den prächtigen und dichten Bergwald am Abhange der Alpenkette.

Das Laubdach ist hier ein dichtes, denn nahe beisammen stehen
die Bäume und flacher ausgebreitet sind die Blätter. Schattig ist der
Waldboden und feucht, geziert mit Gras und Blumen und prangend
in frischem Grün und üppigen Farben. Die Luft ist kühl, und der auf-
steigende Wasserdunst trägt den ambrosischen Duft der Blumen und
modernden Stämme auf seinen Schwingen empor. Abgerundete Granit-
felsen entragen hie und da dem moderigen Waldboden. Mächtig rauscht
der Wind in den Baumkronen. Wie ein Lied aus der deutschen Heimat
schlägt dies Rauschen an mein Ohr.

Solcher Wald, fast ganz aus Eucalyptusbäumen zusammengesetzt,
breitet sich überall in der subalpinen Region 1000 bis 1400 *m* aus,
nur wo der Boden zu nass und sumpfig ist, treffen wir baumfreie
Stellen an. Abgesehen von den Goldbergwerken in Kiandria und an
einigen anderen Orten, ist die Höhe des Gebirges ganz unbewohnt. Dingos
(wilde Hunde) und Herden wilder Pferde treiben sich hier herum. An
lehmigen Stellen haust der höhlenbewohnende Wombat, und in den
Gebirgsbächen lebt das Schnabelthier.

In einer Höhe von 1400 *m* etwa beginnt der subalpine
Wald allmählich seinen Charakter zu ändern. Die Bäume werden
niedriger und die Stämme knorriger und mehr gebogen; auch treten
sie näher aneinander, je höher wir ansteigen. Hier ist der Wald so
dicht, dass keine Kräuter am Waldboden zwischen den knorrigen Euca-
lyptusstämmen wachsen. Der Boden ist bedeckt mit dürren Blättern
und gestürzten Stämmen in allen Graden der Verwesung. Je höher
wir ansteigen, um so niederer werden die Bäume und um so tiefer liegen
die niedrigsten Zweige. Die horizontal ausgebreiteten Äste benachbarter
Bäume greifen ineinander. Schon reichen die Zweige so tief, dass wir
uns bücken müssen, um durchzukommen, und bald muss zur Axt gegriffen
werden. Immer dichter und undurchdringlicher wird der Wald und
immer mehr krummholzartig. Die knorrigen niederen Bäume, die
uns ein so großes Hindernis sind, gehören zur Species Eucalyptus
pauciflora, ein Baum, der einige hundert Meter tiefer, wie wir gesehen
haben, sehr hoch und schlank ist. Dazu gesellt sich jetzt noch die dünn-
stämmige kleine Eucalyptus gunnei. Den Waldboden überwuchern hier

dornige Halbsträucher, die das Fortkommen noch schwieriger machen. Nicht überall ist dieses Krummholz gleich dicht, und man kann anfangs noch relativ freiere Stellen finden und den ärgsten Dickichten ausweichen. Doch bald wird dieses unmöglich, und wir treten in einer Höhe von etwa 1550 *m* in ein continuierliches Dickicht ein. Es ist schon Abend, und schräg fallen die Strahlen der sinkenden Sonne durch das niedrige und nicht allzu dichte Laubdach dieses Krummholzes.

Wacker arbeiten unsere Leute, um Bahn zu brechen durch dieses Krummholz für die Packpferde. Auch wir greifen zu den Äxten, denn wir müssen um jeden Preis trachten, die Krummholzbarrière vor der sinkenden Nacht zu durchbrechen, da ein bequemer Lagerplatz und Wasser nur auf der baumfreien Alpenmatte jenseits des Krummholzes zu erhoffen sind. Scharfe Axtschläge und das Krachen der gefallenen Äste unter den Hufen der Pferde durchklingen den stillen Wald. Schon dunkelt es, und noch immer stecken wir in dem Krummholz. Wir müssen campieren. Mühsam schaffen wir Raum für das Zelt. Und zweien von uns gelingt es, ein wenig Wasser zu finden. Die Pferde aber können nicht getränkt werden.

In dem engen Raume, den wir frei gemacht, verbrachten wir eine sehr unangenehme Nacht, da die sieben Pferde nicht fort konnten, um zu weiden, und störrisch über uns herumstiegen. Sie stießen das Zelt um, und wir mussten schließlich in das Dickicht hineinschlüpfen und den freigemachten Platz unseren Pferden überlassen.

Beim ersten Grauen des kommenden Tages setzten wir unseren Weg fort, und nach weiterer dreistündiger Hackarbeit gelang es uns, die freie Alpenmatte zu erreichen. Die Baum- oder eigentlich Krummholzgrenze ist sehr scharf. Vereinzelte Krummholzbestände kommen oberhalb derselben nirgends vor, während unterhalb derselben alles dichtes ununterbrochenes Krummholz ist. An der Grenze ist dieses nur mehr 3 *m* hoch. Es besteht auch hier vorzüglich aus knorrigen Zwergen von Eucalyptus pauciflora (Var. alpina). Die Grenze liegt ungefähr in einer Höhe von 1700 *m*.

Geschmückt mit farbenprächtigen Alpenblumen und glitzernden Thautropfen, breitet sich vor uns die offene Alpenmatte aus, über welche wir leicht die Kammhöhe des Gebirges erreichen. Tief unter uns liegt der Wald, dicht und prangend im dunklen Grün, während von der Murray-Ebene fern im Westen der dürre, mattgrüne und schüttere Wald des Flachlandes zu uns heraufblickt.

---

## Geistiges Leben in Österreich und Ungarn.

**Die neue Hebbel-Ausgabe.** Am 4. November 1845 kam Friedrich Hebbel, von Fieber und Husten gequält, zu vierzehntägigem Aufenthalte nach Wien; seine Hoffnungen waren gering, sein Muth drohte zu sinken, denn er wusste nicht, was ihm die Zukunft bringen sollte. Doch er wurde festgehalten in der Stadt, die ihm sofort den angenehmsten Eindruck gemacht hatte; er fand hier nach schweren Kämpfen bescheidenes äußeres, reiches inneres Glück, erreichte Beruhigung und Reife in dem ihm bald über alles liebgewordenen Wien, erklomm die Höhe seines künstlerischen Schaffens, und so darf ihn die Kaiserstadt zu den Ihren rechnen und Anspruch auf einen Theil seines Ruhmes erheben. In Wien wohnen noch die Seinen, die Witwe, einst durch so lange Zeit eine Zierde des Burgtheaters, seine Tochter, seine Enkelinnen, von denen zweien eine kurze Wirksamkeit am Burgtheater beschieden war; so hängen Hebbel und Wien durch feste Fäden zusammen.

Trotzdem ist der Dichter nicht so bekannt, als er sein sollte, ja sein musste, wenn man seine Bedeutung, seine Kraft und Größe in Betracht zieht. Dem stand aber bisher der hohe Preis seiner Werke hindernd im Wege, die bald nach seinem Tode durch Emil Kuh in einer Sammlung bei Hoffmann und Campe herausgegeben worden waren. Es machte sich immer dringender der Wunsch geltend, dass diese Fülle dichterischen Geistes, ernsten Schaffens und nachhaltiger Arbeit nicht bloß einem kleineren Kreise zugänglich bleiben sollte, und so entschloß sich die Verlagsbuchhandlung, noch vor Ablauf ihres ausschließlichen Rechtes auf die Werke mit einer wesentlich billigeren Ausgabe dem Dichter neue Verehrer zu erwerben. Die herrlichen Tagebücher Hebbels, die Felix Bamberg im Auftrage der Witwe vor wenigen Jahren in zwei Bänden veröffentlichte, die Sammlung der Briefe, die gleichfalls Bamberg zu publicieren begann, lenkten die allgemeine Aufmerksamkeit auf die mächtige Persönlichkeit des Dichters; nun fasst reicher als

Emil Kuh der neue Herausgeber, H. Krumm in Kiel, die abgeschlossenen Werke Hebbels in 12 Bänden zusammen.

Die Aufgabe, die sich Krumm stellte, war eine doppelte; er wollte vor allem der allgemeinen Verbreitung der Werke durch einen möglichst niedrigen Preis der einzelnen Bände dienen, er wollte aber auch, soweit ihm dies seine Hilfsmittel und die Unterstützung mehrerer Hebbel-Verehrer ermöglichte, ein vollständigeres Bild von Hebbels schriftstellerischer Thätigkeit ausführen. Schon 1891 erschien der erste Halbband, leider verzögerte dann aber der deutsche Setzerausstand, später die furchtbare Seuche, von der Hamburg ärger als jede andere Stadt heimgesucht wurde, die Vollendung der Ausgabe, und so liegt erst jetzt das gesammte Unternehmen abgeschlossen vor: zum Glücke rechtzeitig genug, dass „Friedrich Hebbels sämmtliche Werke“ manchen Weihnachtstisch zieren können. Die Ausstattung ist würdig, wenn auch nicht gerade prächtig, der Druck ist scharf, der Preis (1 Mark per Band) kann mäßig genannt werden. In dieser Hinsicht entspricht also die Ausgabe billigen Anforderungen.

Hier soll nun in erster Linie die Arbeit des Herausgebers gewürdigt werden, der vielleicht durch zufällige Umstände behindert wurde. Sein Zweck war darauf gerichtet, einem möglichst großen Publicum Hebbels Werke zugänglich zu machen; deshalb war er weder auf eine kritische Bearbeitung des Textes, noch auf absolute Vollständigkeit aus, beides der Zukunft vorbehaltend. Man kann über diese Frage anderer Meinung sein als der Herausgeber, wird aber seinem Standpunkte Berechtigung auch nicht absprechen können. Wer gleich mir aus eigener Erfahrung weiß, wie schwierig es ist, sich für Hebbels Werke das Quellenmaterial zu einer kritischen Bearbeitung zu verschaffen, wird dem Herausgeber in dieser Hinsicht Concessionen machen, freilich der Philologe nicht ohne Bedenken. Auch die mangelnde Vollständigkeit wird man mit Rücksicht auf das gebotene Neue vergeben.

Und von diesem Neuen soll vor allem die Rede sein; es ist natürlich besonders einzelnen Bänden zugute gekommen. Da ich mir für andere Zwecke selbständig eine Sammlung des bei Kuh fehlenden Materiales angelegt habe — sie ist mittelbar auch dem Herausgeber nützlich geworden (vgl. IX, S. 3) — so wird mir vielleicht gestattet sein, etwas ausführlicher dabei zu verweilen. Es kommen die Bände 7 bis 12 in Betracht.

Was die Gedichte betrifft, hat Krumm den einzig richtigen Weg eingeschlagen, zuerst die Gesammtausgabe unverändert abzudrucken, die Hebbel selbst 1857 mit der leider bei Krumm an der Spitze fehlenden Widmung: „Dem ersten Dichter der Gegenwart Ludwig Uhland in unwandelbarer Verehrung“ hatte erscheinen lassen. Es läßt sich nicht leugnen, dass Hebbel wie andere Dichter mit künstlerischen Absichten die Auswahl und Anordnung traf, darum war es ein glücklicher Gedanke, an seiner Arbeit nicht zu rühren. Einzelne Bemerkungen unter und hinter dem Texte bringen Varianten der früheren Ausgaben und kleine Erläuterungen.

Der 8. Band ergänzt nun Hebbels eigene Sammlung durch den Nachlass, durch die bisher so gut wie unbekannten, von Kuh bloß in der Biographie kurz charakterisierten Jugendgedichte der Wesselburener Zeit, durch die von Hebbel später verworfenen Gedichte der Sammlungen von 1842 und 1848, endlich durch die Gedichte, die sich in den Tagebüchern an verschiedenen Stellen finden. Wir gewinnen auf diese Weise einen Einblick in den Werdeprocess des Dichters, sind jetzt erst in der Lage, den Einfluss Uhlands, den Hebbel selbst so nachdrücklich betont hatte, an einzelnen augenfälligen Beispielen — etwa „Der Tanz" oder „Die Schlacht von Hemmingstädt" — zu beobachten, und sehen Hebbels Kampf mit der Form an einem so herrlichen Motive wie „Todes-Juden". Dieser Band, der überdies das Epos „Mutter und Kind" enthält, stellt uns also besonders den ringenden Poeten dar, während die Sammlung im 7. Bande den Lyriker auf der Höhe der ihm möglichen Vollendnng zeigt. Man muss dem Herausgeber für diese wichtigen Ergänzungen dankbar sein, auch wenn er hier manches Kleinere nicht beobachtet hat.

Der folgende Band bringt außer den schon bekannten Novellen den prächtigen „Barbier Zitterlein", eine glänzende Vorstudie zum „Schnock". Leider hat Krumm die anderen Novellen, die Hebbel als Schüler E. T. A. Hoffmanns zeigen, für diesmal ausgeschlossen. Dafür fand der Anfang einer Selbstbiographie mit Recht einen Platz an dieser Stelle, während ihn Kuh nur in seiner Biographie hatte drucken lassen. Die „Reiseeindrücke" hätten um die etwas dunkle Phantasie „Ein Abend in Straßburg" vermehrt werden können.

Durchaus Bekanntes bringen der 10. und der 11. Band in den ästhetisch-kritischen Schriften und den Charakteristiken Hebbels, der 12. Band in den vermischten Aufsätzen, und wurden hier nach einer Anregung Karl Werners in Salzburg die politischen Berichte eingereiht, die Hebbel während des Jahres 1848 an die (Augsburger) „Allgemeine Zeitung" schrieb, sowie sein Bericht über den Empfang der Schriftstellerdeputation am Kaiserhof zu Innsbruck. Dadurch bekommen wir auch einen Eindruck von dem Antheil, den Hebbel an den politischen Ereignissen des Jahres 1848 nahm; sein Auftreten als Redner hat anschaulich Hasner in seinen Erinnerungen geschildert.

Wenn wir das von Krumm mit Unterstützung von Hebbel-Verehrern in der neuen Ausgabe Geleistete überblicken, so dürfen wir zugestehen, dass er die allgemeine Kenntnis von Hebbels dichterischer und schriftstellerischer Thätigkeit bedeutsam gefördert hat, dass wir zwar noch immer nicht ihren ganzen Umfang zu ermessen vermögen, aber immerhin einige neue Provinzen in Hebbels Reich erschlossen bekamen. Wir dürfen hoffen, dass die Ausgabe dem Dichter ein neues größeres Publicum gewinnen und dadurch die Überzeugung fördern werde, ein Mann von der Bedeutung Hebbels müsse vollständig bekannt werden. Meiner Überzeugung nach ist die Zeit gekommen, die eine streng wissenschaftliche, nach den von Lachmann an Lessing bewährten kritischen Grundsätzen bearbeitete Ausgabe fordern kann. Krumms Absicht war es diesmal nur, eine populäre Ausgabe

möglichst rasch zustande zu bringen und sich mit den Ansichten des Verlegers und der Familie abzufinden. Er war dadurch vielleicht in mancher Beziehung nicht so unabhängig, wie es im Interesse der Sache wünschenswert gewesen wäre, das fühlt man aus seinem Schlusswortе heraus. Ich bin selbst bei einer Besprechung des ersteu Halbbandes („Deutsche Literaturzeitung" 1892, Spalte 916 f.) zu streng und deshalb wohl etwas ungerecht der philologischen Leistung zu Leibe gerückt, daran trug aber der Herausgeber zum Theil selbst die Schuld, weil er es unterlassen hatte, gleich an der Spitze seines Unternehmens die Grundsätze seiner Leistung zu entwickeln. Wie sich nun ergibt, war dies nicht seine Schuld.

Dem großen Publicum wird jedenfalls die neue Ausgabe willkommen sein, denn Hebbel berührt sich mit so vielen Richtungen, die gegenwärtig im Vordergrunde des literarischen Lebens zu beobachten sind, er zeigt in so anschaulicher Weise, wie der Naturalismus auf die Höhe künstlerischer Vollendung geführt werden könne, dass jeder aus seinen sämmtlichen Werken Anregung zu eigenem Nachdenken und Hoffnung auf eine gedeihliche Entwicklung der deutschen Literatur in der Zukunft schöpfen kann. Und so sei denn die neue Ausgabe jedem Freunde der deutschen Literatur auf daß wärmste empfohlen.

Lemberg. Richard Maria Werner.

# Österreichisch-Ungarische Dichterhalle.

## Wein-Segen.

Von August Silberstein.

Wien.

Vom echten Wein die tapfern Schätzer,
Sind wir in Frohsinn hier beisammen,
Verbannt sei jeder schlechte Krätzer,
Ein Hoch dem Wein voll edler Flammen!
Wo seine Reben aufwärts ragen,
Sein Geist bewahrt im tiefen Grunde,
Sei unser Segen hingetragen
In dieser wohlgeweihten Stunde!

Dass es ihn möge tief durchzittern
Wie ein geheimnisvoll Erahnen,
Dass er zu Muth in Kampfgewittern,
Zu Lieb' und Freude soll gemahnen!
Dass, wo im Weh ein Herz versunken,
Wo je ein Banger mag verzweifeln,
Er sprühe aus den Lebensfunken,
Und Balsam soll in Wunden träufeln!

Dass er die Kraft, die Schwert und Spaten,
Ob Hammer oder Feder führe,
Zu frischem Hoffen, kühnen Thaten,
Zu allem Edlen auserküre!

Dass er die Menschenherzen hebe
Zu allem Freien, Hohen, Großen —
Der edle Wein gesegnet lebe:
Nun trinket aus und angestoßen!

## Vergiss nicht!

Von Margarethe Halm.

Wien.

Du warst mein Glück, mein Gut,
Wie hab ich Dich geliebt,
Du Traum von Fleisch und Blut!
Die Liebe mein zerstiebt . . .

Weiß Gott, wie das so kam!
Der Magier warst ja Du,
Der meinen Willen nahm,
In Dir nur fand ich Ruh'.

Da kehrt' der Dämon ein,
Der Liebe Geist entwich —
Ich kann nicht gottlos sein,
Das Gute langweilt Dich.

Gewohnheit und die Pflicht,
Auch Mitleid mich noch zwang,
Sowie Dein lieb Gesicht,
Dass ich mich nicht entrang

Der Fessel, die mich band,
Die mich zum Krüppel schnürt,
Weil ich in Dir nicht fand
Den Mann, den ich erkürt.

Es rang aus diesem Joch
Verzweifelnd sich mein Herz.
Ich leb' in Qualen noch,
Um Dich nur leid' ich Schmerz.

Um Dich, der sich verliert
In wüstem Lebensdrang,
Der Gift und Tod gebiert,
Um Dich nur ist mir bang.

Warum verleugnest Du
Dein gottgeschaff'nes Bild
Und deckst Dich höhnend zu
Mit der Verblendung Schild?

Die Unthat glückt Dir nicht,
Und Sünde bringt Dir Fluch;
Dein Weg empor zum Licht,
Er steht im Schicksalsbuch.

Hoch stehst Du; wenn Du fällst,
So fällst Du furchtbar tief,
Bis dass Du ganz zerschellst —
Vergiss nicht, dass ich rief!

## Norden und Süden.

Von Stephan Milow.

Görz.

Wieder umfängst Du mich heut', saftschwellendes grünes Gelände!
Wieder verspür' ich Dein Wehn, duftiger, schattender Wald!
Ja, so prangte die Flur, so baute empor sich die Landschaft,
Drin ich als Werdender einst Stunden um Stunden geschweift.
Seltsam rührt mir ans Herz, was lang mir versunken gewesen,
Fremd und vertraulich zugleich muthet mich alles hier an.
Jahre verbracht' ich im Süden; wie nahm er mich mächtig gefangen!
Trunken von Farbe und Licht, sank ich ihm ganz in den Schoß,
Ob mit dem Aug' ich durchflog den tiefblau leuchtenden Himmel,
Oder das glitzernde Meer träumend im Nachen befuhr.
Seltsam wob er mich ein, ein feiner durchgeistigtes Leben,
Schimmernd und sprühend um mich, füllte die blühende Welt.
Zarter und keuscher erschien mir die Pflanze in Wuchs und Geäder,
Ob sie auch Trieb um Trieb schnell in die Höhe gestrebt.
Leichter beflügelt auch fand ich den Tritt der fröhlichen Menschen,
Die für den Schlaf der Nacht nicht erst des Daches bedurft.
Ach, wie sag' ich's nur? Doppelt geschwellt von glühendem Athem,
Meint' ich doch alles nur halb noch mit der Scholle vereint.
Und nun schau' ich vor mir der Berge gewaltige Kette
Und den verdämmernden Wald, welcher die Hänge bedeckt.
Rosige Wolken umspielen die massig geschichteten Felsen;
Dennoch schauert es mich, blick' ich zu ihnen empor.
Kalt und schneidend gemahnt's mich, erwärmt mich im Thal auch die Sonne,
Ernste Bewegung geht mir durch das innerste Herz.
Such' ich darauf das Nächste, so mildert sich alles dem Blicke;
Aber wie anders doch ist's, als es der Süden gezeigt.
Lastend und schwer ausbreiten die Bäume ihre Äste,
Langsam, wuchtig und schwer wandelt darunter der Mensch.
Alles erscheint wie gesättigt vom nährenden Boden der Erde,
Weisend in Bau und Gestalt, was es der Tiefe entsog.
Dies auch ergreift mich mit Macht, und ich mag's jetzt gerne mir deuten:
Trinket der Süden das Licht, wurzelt der Norden im Grund.

Kraftvoll stellt er sich dar, nur mählich zur Reife gediehen,
Schön und freundlich genug, fehlt die Verklärung ihm auch.
Nicht ins Weite zerflossen, vielmehr zum Schaffen gesammelt,
Schlürft die Seele den Hauch, welcher sie sanft hier umweht,
Und wie gerne sie träumt und genißt, was hold ihr geworden,
Fühlt sie doch stets sich dabei stark und zu Thaten bereit.

## Rothes Laub.

Von Anna Gräfin Pongrácz.

Poprad.

Schöner als des Sommers Blumen,
Wärmer glühst Du, rothes Laub!
Eh' das Jahr den Winterstürmen
Fällt zum traurig-öden Raub,
Drängt es in Dein reiches Prangen
Deiner Farbe satte Pracht,
Fülle der vernichtungsbangen,
Aufgesparten Lebensmacht.

Später Leidenschaft, wie gleichst Du,
Rothes Laub! So bricht die Glut,
Die in heißer Herzen Tiefe
Als Geheimnis still geruht,
Noch zuletzt, die volle, ganze,
Doppelt flammend an den Tag,
Dass mit solchem Herbsteglanze
Sich kein Sommer messen mag.

## Menschenlos.

Von Fritz Lemmermayer.

Wien.

Hinein in den blauen Tag
Leben die Menschen
Wie auf der Weide das Thier,
Welches das Unkraut nicht nur,
Stumpf auch die Blume zertritt.
Keiner weiß,
Wie das Schicksal führe zu Ende sein Los.
Die grüngerankte Hoffnung nährt er,
Und mit ihr zugleich
Nährt er die bleiche Furcht.
Auf einer Schaukel sitzt er,
Beständig im Wirbel;
Unsichtbare Hände schwingen die Seile
In den Tiefen des Abgrunds
Wie in den Höhen des Lichtes.

Nach unerreichbarem Ziele strebt er,
Beständig sich täuschend
Und mit sich selber im Streit.
Er hofft auf ein Gut, das ihn lockt
Freundlich und blinkend
Wie den Wand'rer ein Stern,
Dem er folgt, und der, wie weit er auch geht,
Immer sich weiter entfernt.
Die Jugend blüht ihm auf kurze,
Flüchtig eilende Zeit
Gleich den Blättern,
Die im Triebe des Lenzes sprossen,
Solang sie die Sonne bescheint,
Und hinwelken im Herbst,
Wo sie der Sturmwind verweht.
Die Jugend blüht ihm —
Ach, und die Sehnsucht schwellt ihm das Herz
Mit dunkler Gewalt,
Und er ringt nach einem Herzen der Liebe,
Der Liebe, groß und schön,
Und wäre sie auch vernichtend!
Die Jugend blüht ihm
Und bringt ihm Blumen,
Die den Abgrund verdecken,
An dem er wandelt
Wie im Schlafe der Nacht,
Unbewußt und blind,
Dämonen in der Brust,
Die ihn betäuben und peitschen
Und ihm verriegeln das Ohr,
Damit er nicht höre die treue Stimme
Erfahrener Mahnung.
Gelingt es ihm aber,
Sich vor sich selber zu retten,
So siecht er hin,
Bevor er gelangt an das Ziel,
Das wie ein Märchen ihm winkt
Ins Land der bezaubernden Träume.
Die Krankheit rafft jenen weg,
Schleichend und tückisch;
Ein and'rer sinkt in den Grund der Erde,
Im Kriege vom Tode gemäht;
Ein dritter leidet sonstwie Schiffbruch
Im ungeheuren, furchtbar brandenden
Meere des Lebens;
Einen vierten faßt das Alter,
Von Kummer belastet,

Mit Sorgen beschwert,
Grau und öde, kraftlos und einsam.

So lebt der Mensch dahin
In der Fülle des Leides,
Trauernd im tiefsten Gemüthe,
Selber das Leid noch suchend
Und sich abhärmend das Herz!
Begangener Schuld gedenkt er,
In der Reue verzweifelter Qual
Die Brust sich zerschlagend
Und mit des Gewissens blutiger Geißel
Sich selbst zerfleischend
Und in wildem Aufschrei rufend:
„Erbarmen, Herr des Lebens, Erbarmen!" —
Das Elend zieht ein in das darbende Haus,
Bis der Eckel des Lebens ihn schaudernd bewältigt
Und er freiwillig,
Die würgende Schlinge am Halse
Oder gewaltsam zutode getroffen,
Hinuntersteigt zu den Schatten,
Die eine Hoffnung noch hegend
Treu in der Brust,
Dass er dem Heile nun naht,
Das die Erlösung verheißt.

## Am Tage Allerseelen.

Von Ludw. Aug. Frankl.

Wien.

Wir legen im Herbst zu Allerseelen
Blumen auf der Todten Grab,
Dass sie ihnen von uns erzählen
Und Grüße bringen hinab.

Und wenn der Frühling drauf gekommen,
Da blüht's von den Gräbern auf,
Es senden die treuen Todten
Uns Gegengrüße herauf.

## Aphorismen.

Von Marie v. Ebner-Eschenbach.

Wien.

Einem dummen Menschen Vernunft predigen, heißt mit Öl auf Wasser schreiben.

* * *

Die kein Gedächtnis haben für die Misserfolge von gestern, sind die unermüdlichsten Streber.

* * *

Ein Fachwissen bedingt nur einen Fachverstand.

* * *

Selbst ein Engel ist kein Engel gegen Ungeliebte.

* * *

Der Mensch wächst, bis er verwächst.

* * *

Es gibt wohl kaum eine Religion, in der nicht gelehrt wird: Thue das Gute, ohne Lohn zu erwarten, und Du wirst belohnt werden.

* * *

---

# Schloss Párad.

Lustspiel in vier Acten von **Anton Günther (Elimar Herzog von Oldenburg).**

Schloss Erlaa.

## Personen.

**Baron von Tarneck.** — **Gabriele,** seine Frau. — **Irma,** deren Tochter. — Oberstallmeister **Graf Eberhard von Skalden,** in Rom als **„Maler Eberhard".** — **Gräfin von Werkenitz.** — **Elfriede,** ihre Tochter. — **Graf Paul von Birkenau.** — **Dr. phil. Richard Bort.** — Hoflieferant **Schabratzky.** — **Charles,** dessen Kammerdiener. — **Samuel Zweigenthal.** — **Resi** und **István,** im Hause des Baron von Tarneck. — Ein Lohndiener. — Zwei Campagnolen.

Der erste und vierte Act spielen im Dorfe Klein-Párad in Ungarn, der zweite und dritte Act bei und in Rom.

Zeit: Die Gegenwart.
(Rechts und Links vom Zuschauer aus gedacht.)

---

## Erster Act.

(Garten. Vorn links ein kleines, einstöckiges Wohnhaus mit Schindeldach. Vorn rechts ein kleines Glashaus. Die geöffnete, breite Glasthür desselben ist dem Publicum zugekehrt und sieht man im Innern des Glashauses Pflanzen in Blumentöpfen, einen Gartentisch und mehrere Gartenstühle. Hinten, quer über die ganze Bühne läuft ein Holzgitter, in dessen Mitte eine kleine Thür. Alles zeigt deutliche Spuren der Verwahrlosung und des Verfalles. Hintergrund: Blick auf ein ungarisches Dorf. Schneelose Winterlandschaft.)

### 1. Scene.

**Zweigenthal** (in schmutzigem Civilanzug, durch die Gitterthür, geht an die Hausthür und schellt an der Hausglocke. Die Hausthür öffnet sich, in derselben erscheint **Resi** (mit Küchenschürze und Kochlöffel).

**Zweigenthal.** Der Herr Baron zu Hause?

**Resi.** Nein. Auf der Jagd.

**Zweigenthal.** Auf der Jagd? Potz Wunder! Wo will er denn jagen, der Herr Baron? Hat er doch verkauft mir schon vor drei Jahren seinen ganzen Wald und alle die Äcker.

**Resi.** Mit István ist er in den Küchengarten gegangen, um einen Hasen zu schießen. Wir brauchen einen Braten. Hochwürden, der Herr Pfarrer, speisen morgen bei uns.

**Zweigenthal** (boshaft). Und der Fleischer Silberstein liefert kein Fleisch mehr auf Credit. Wie soll er auch liefern, der Silberstein, hat er doch bekommen schon drei Jahr' lang vor sein Fleisch nich mal die Percente. (Links hinter der Scene fällt ein Schuss. Zweigenthal fährt erschrocken zusammen.) Au waih geschrieen! Hab' ich mir doch verschrocken!

**Resi** (lacht). Geschieht Ihm ganz recht, Er boshafter Percentenjud'! (Ab, die Hausthür hinter sich schließend.)

**Zweigenthal** (allein). „Percentenjüd'" hat sie gesagt? Lass sie schimpfen. Bekomm' ich doch meine Percente.

## 2. Scene.

**Zweigenthal, Baron und István** (kommen von links, hinter dem Hause heraus. Baron in einem alten, abgeschabten Winterrock, mit hohen Stiefeln, Pelzmütze, Jagdflinte in der Hand. István, in ungarischem Bauerncostüm, trägt einen todten Hasen).

**Baron.** Ja, ja, István, das war wieder einmal ein Meisterschuß, den ich da heute gethan habe. So schlug ich an .... (legt das Gewehr an).

**Zweigenthal** (springt erschrocken zurück). Au waih geschrieen, Herr Baron!

**Baron** (nimmt das Gewehr herunter, lacht). Ah, bonjour, Monsieur Zweigenthal.

**Zweigenthal** (mit devotem Gruß). Unterthänigst guten Tag wünsch' ich, küss' die Hand, Herr Baron.

**Baron.** Sie brauchten nicht zu erschrecken, Herr Zweigenthal. Die Schrotkörner sitzen sammt und sonders schon im Hasen. Keines vorbeigegangen. Ein Kernschuss par excellence.

**Zweigenthal.** Halten zu Gnaden, Herr Baron, ich hätte zu reden ein Wörtchen im Vertrauen mit Euer Hochwohlgeboren.

**Baron** (verstimmt). So? Schon wieder? ... István!

**István** (mit starkem ungarischen Accent). Zu Befehl, bitt' ich, freiherrl' Gnad'n.

**Baron.** Das Déjeuner!

**István** (sieht ihn verblüfft an).

**Baron** (ungeduldig). Das Déjeuner!

**István** (wie oben).

**Baron.** Nilpferd! Wenn ich sage, „das Déjeuner", so heißt das „Slivowitz"!

**István** (grinsend). O, diese solche Slivowitz belieben! Ich gut versteh'n, sehr gut! (Rasch ab ins Haus)

**Baron** (herablassend). Sie wünschen also mit mir zu conferieren, Herr Zweigenthal? Kommen Sie mit mir in den Wintergarten. Dort

sind wir ganz ungestört. Wenn, wie heute, die Sonne ihre Schuldigkeit thut, dann ist es hier wärmer als im Salon. Ich lese und bearbeite hier stets die Einläufe, welche mir die Morgenpost bringt.

(Baron und Zweigenthal gehen ins Glashaus und setzen sich. Zweigenthal setzt sich erst nach wiederholter stummer Aufforderung des Barons mit vielen Bücklingen.)

**Baron** (zündet sich eine Cigarre an und gibt dann Zweigenthal auch eine). So. Nun schießen Sie los.

**Zweigenthal** (rauchend). Halten zu Gnaden, Herr Baron ... Sie wissen ... (sich unterbrechend). Potz Wunder! Ist das 'ne brillante Cigarre, was Sie mir da haben gegeben! Herr Baron, so was Sie haben noch nie mir offeriert! Das ist ja 'ne echte Havanna!

**Baron** (überrascht). Was? Havanna? (Schnüffelt. Dann beiseite.) Wahrhaftig! Parbleu! Da hab' ich mich vergriffen. Er hat die gute und ich die schlechte Cigarre erwischt. Fi donc! (Wirft seine Cigarre weg und zündet sich eine andere an.)

**Zweigenthal.** Der Herr Baron wissen, dass heut' ist der sechsundzwanzigste Januar ... Ich bin ein coulanter Mann, Herr Baron ... Coulant zu sein, ist sozusagen meine Specialität. Ich hätte sollen kommen schon zu Silvester fordern meine Percente für die fünftausend Gulden österreichischer Währung, was ich habe geliehen Euer Hochwohlgeboren. Aber da ich bin ein coulanter Mann, so komm' ich erst heute ...

**Baron** (sehr ruhig). Ja ... kommen können Sie heute schon, bester Herr, aber ... bekommen ... bedauere sehr!

**Zweigenthal** (springt auf). Wie haißt „bedauere sehr"! Herr Baron, ich bin ein armer Jüd', hab' schon die dritte Frau und ein Dutzend Kinder! Die kleinen Zweigenthals wollen leben auch!

**István** (aus dem Hause mit einer großen Schnapsflasche, welche er auf den Tisch im Glashause stellt).

**Baron** (zu István). Na, wo sind denn die Gläser? Sollen wir aus der Flasche trinken, Rhinoceros? Gläser! Zwei Gläser!

**István.** O, diese solche Gläser belieben! Ich gut versteh'n, sehr gut! (Rasch ab ins Haus.)

**Baron** (zu Zweigenthal). Der Mensch ist total unbildungsfähig. Ich hatte immer gehofft, mit der Zeit ihn zu meinem Kammerdiener ernennen zu können, fürchte aber, dass dies wohl nicht möglich sein wird.

**Zweigenthal.** Herr Baron ... Halten zu Gnaden ... Nicht wahr, Sie zahlen heute mir die Percente?

**Baron** (sehr ruhig). Nein, mein Bester, heute nicht. Aber ... bald ... in nächster Zeit.

**Zweigenthal.** In nächster Zeit? Wie haißt „in nächster Zeit"? Herr Baron, das Sie haben gesagt mir schon sechsmal!

**Baron.** Und heute sage ich es zum letztenmale. Ich habe nämlich einen süperben Plan. Mein Schwiegervater ...

**Zweigenthal.** Schwiegervater? Herr Baron, entschuldigen Sie, aber Seine Gnaden der Herr Schwiegerpapa zahlen nicht mehr für Euer Hochwohlgeboren.

**Baron.** Doch, mein Bester. Mein Schwiegervater wird, und zwar schon in allernächster Zeit, wieder etwas für mich thun. Ich schicke ihm meine Frau und meine Tochter ins Haus . . . die sollen ihn mit Bitten und Thränen bestürmen und eine, um mich cavalleristisch auszudrücken, concentrische Attaque auf sein Herz machen. An dem ganzen Unheil, das mich betroffen, ist ja nur ganz allein meine Schwiegermutter schuld. Da sie aber — unberufen! — in diesen Tagen auf mehrere Wochen verreist, meinen Schwiegervater mithin dann nicht beschwatzen kann, „Nein" zu sagen . . .

**Zweigenthal.** Wenn Seine Gnaden der Herr Schwiegerpapa aber doch sagen „Nein"?

**Baron.** Mein Schwiegervater ist eine Seele von einem Menschen. Der sagt nie „Nein", wenn seine Frau nicht dahinter steckt. Sie ist eben eine Stockungarin und kann mich nicht leiden, weil ich ein Deutscher bin und mit der ungarischen Mundart auf sehr gespanntem Fuße lebe. Ohne das Zureden meiner Schwiegermutter hätte mein Schwiegervater mir nie sein prachtvolles Schloß Párad, welches er mir doch eigentlich schon geschenkt hatte, damals vor fünf Jahren, als die . . . die Katastrophe über mich hereinbrach, wieder abgenommen und mir dafür diesen elenden Meierhof geschenkt. (Zornig). Ein nettes Geschenk! Dass ich auf diesem jammervollen Dingsda sitzen muss, daran ist nur meine „verehrte Frau Schwiegermama" schuld, die durchaus nicht begreifen will, dass ich, ein Mann, der in Berlin geboren, mit Spreewasser getauft wurde, und der zum erstenmal in seinem ganzen Leben den ungarischen Boden betrat, nachdem er schon das dreißigste Lebensjahr überschritten hatte, dass dieser Mann, wenn er sich auch auf den Kopf stellt, doch nie ein Vollblutmagyar werden kann!

**Zweigenthal.** Ich glaube . . . halten zu Gnaden, Herr Baron . . . Sie haben gemacht damals zu viel landwirtschaftliche Experimente.

**Baron.** Experimente? Lieber Mann, dass verstehen Sie nicht. Das waren keine Experimente, das waren Verbesserungen!

**Zweigenthal.** Verbesserungen? Wie haißt „Verbesserungen", bei denen einer geht Pleite?

**Baron.** Ich war nicht umsonst zehn Jahre lang ein flotter, eleganter Uhlanenofficier. Hätte ich nicht das infame Pech gehabt, dass mir drei Jahre nacheinander, gerade unmittelbar vor Beginn der großen Rennen, meine besten Rennpferde lahm wurden, wodurch ich natürlich kolossale Verluste erlitt, so wäre ich noch im Dienst, schon längst General und außerdem ein reicher Mann . . . Doch um wieder auf meine landwirtschaftliche Thätigkeit zurückzukommen, so muss ich zunächst bemerken, dass ich mich allerdings früher nicht mit der Agricultur hatte eingehender beschäftigen können. Aber ich besaß den geübten, geschärften Blick des Soldaten, des Sportsman. Kaum war ich acht Tage in Ungarn, da hatte ich es schon erfasst, dass dem hiesigen ganzen landwirtschaftlichen Schwindel der — wie soll ich nur gleich sagen? — der Elan, der Schneid, die Accuratesse fehlte. Ich schaffte daher

alles ganz neu an, Maschinen, Geräthschaften, Pferdegeschirre, errichtete ein famoses Gestüt, und alles wäre brillant gegangen, wenn mich nicht mein Schwiegervater, natürlich wieder auf Anstiften meiner „verehrten" Frau Schwiegermama, im entscheidenden Augenblick schnöde im Stich gelassen hätte. Hätte er mir damals nur hunderttausend Gulden geliehen . . .

**István** (aus dem Hause, mit einem Wasserglas und einem Schnapsglas. Stellt die Gläser auf den Tisch). Belieben, freiherrl' Gnad'n, da zwei diese solche Gläser. Große für Herr Baron, kleine für Jud'. (Ab ins Haus).

**Baron** (ärgerlich lachend). Weil der Tölpel Schnaps wie Wasser trinkt, denkt er, ich soll das auch thun. Und aus diesem Gorilla wollte ich einen eleganten Kammerdiener machen! Ach, Du lieber Himmel!

**Zweigenthal.** Unterthänigst . . . halten zu Gnaden, Herr Baron . . . ich habe zu warten nicht mehr lange Zeit.

**Baron.** Bitte, bitte, genieren Sie sich nicht. Guten Morgen!

**Zweigenthal.** Aber . . . aber . . . meine Percente . . .

**Baron** (ungeduldig). Ach was, Percente! Ich habe Ihnen ja schon gesagt, dass Sie heute nichts bekommen.

**Zweigenthal.** Aber . . .

**Baron.** Lassen Sie mich in Ruh'!

**Zweigenthal.** Gut, Herr Baron Ich werde Sie lassen in Ruh', bis Sie werden sein wieder geworden ruhig. Ich hab' noch zu machen ein kleines Geschäftche, drüben im Wirtshaus, mit dem reichen Levy Rosenthal. Wenn Sie werden sein wieder geworden ganz ruhig, Herr Baron, dann bin ich so frei, zu haben die Ehre und komme wieder. Unterthänigster Diener, Euer Hochwohlgeboren. (Mit tiefem Bückling ab durch die Gitterthür.)

**Baron** (allein; seufzt). Ach, Du lieber Himmel! Ein wahres Glück, dass dieses infame Nest Klein-Párad so ganz abseits liegt. Da bin ich wenigstens sicher davor, dass meine alten Regimentskameraden und Sportsfreunde mich da in meinem ganzen Elend überraschen. Wenn die mich hier fänden, tête-à-tête mit dem Juden Zweigenthal Slivowitz genießend . . . Die Gesichter! Das Gelächter! Brr! Der Gedanke allein schon macht mich ganz elend! (Stürzt ein Glas Schnaps hinunter.)

### 3. Scene.

**Baron. Baronin** (aus dem Hause).

**Baronin** (sehr einfach angezogen). Ah, da finde ich Dich ja endlich! Ich suchte Dich im Küchengarten . . .

**Baron** (kommt aus dem Glashause heraus). O, da bin ich höchstens nur ein paar Secunden gewesen. Ich habe es dem berühmten alten Römer, dem Monsieur Julius Cäsar nachgemacht: ich kam, ich sah und (Pantomime des Gewehranlegens) siegte!

**Baronin** (ärgerlich). Ach, lass doch Deine ewigen Witze!

**Baron.** Aber, beste Gabi . . . Warum so reizbar!

**Baronin.** Ich habe augenblicklich gar keine Lust zum Lachen. Im Gegentheil, ich bin böse, sehr böse!

**Baron.** Böse?

**Baronin.** Jawohl, und zwar auf Dich!

**Baron.** Was habe ich denn nur schon wieder verbrochen, gestrenge Frau?

**Baronin.** Soeben brachte man von der Post fünfhundert Havannacigarren aus Hamburg, die Du bestellt hast!

**Baron** (reibt sich die Hände). Ah, sehr angenehm, sehr angenehm. Ich hatte die Cigarren schon längst sehnlichst erwartet.

**Baronin** (zornig, halb weinend). Ich habe für die Cigarren über vierzig Gulden Porto und Zoll bezahlen müssen! O Arthur, Arthur, kannst Du denn nie vernünftig werden? Wirst Du es nie lernen, Dich einzuschränken?

**Baron** (ärgerlich). „Einschränken, einschränken," das ist immer Dein drittes Wort! Soll ich mich denn noch mehr einschränken, als ich das ohnehin schon thue? Nun hier, des lieben Friedens wegen, will ich meinethalben dieses Hundeleben führen. Aber anderswo soll es kein Mensch ahnen, was ich hier zu leiden habe, und deshalb, nur deshalb habe ich die Cigarren kommen lassen.

**Baronin.** Wie?

**Baron.** Wenn ich demnächst in Geschäften auf einige Tage nach Pest reise, dann muss ich in der Lage sein, meinen Freunden im Club dieselbe theuere, exquisite Havannacigarre offerieren zu können, welche ich ihnen zu rauchen gab, als ich noch wie ein vornehmer Mann und nicht wie ein Bauer lebte. Die Herren würden sich ja sonst wundern, könnten aufmerksam werden, sich erkundigen und am Ende alles erfahren . . . O, und das ertrüge mein Stolz nicht! Niemals!

**Baronin.** Es ist doch keine Schande, arm zu sein! Arm sein und den Reichen spielen wollen, das ist eine Schande!

**Baron.** O bitte, bitte! Ich wahre nur die dehors. Das bin ich meinem Stande schuldig und meinem alten, vornehmen Namen. Noblesse oblige!

**Baronin.** Ach, Du bist ganz unverbesserlich!

**Baron.** Wenn mir damals, vor fünf Jahren, Dein Herr Papa nur hunderttausend Gulden vorgestreckt und vor allen Dingen Schloss und Gut Párad mir gelassen hätte . . . ich wäre jetzt ein steinreicher Mann. Bei den kolossalen Verbesserungen, die ich dann mit der Zeit hätte einführen können, würde das Gut jetzt schon das Zehnfache tragen.

**Baronin** (seufzt). Ja, wenn, wenn.

**Baron.** Mit Deinem Herrn Papa oder vielmehr mit Deiner Mama, meiner „hochverehrten" Frau Schwiegermutter, ist eben leider kein vernünftiges Wort zu reden. Die sitzt so fest auf ihren Geldsäcken als ob sie die ausbrüten müsste.

### 4. Scene.

**Vorige. Irma** (durch die Gitterthür).

**Baron.** Ah, da ist ja meine liebe, gute Irma. Wo kommst Du denn her, Kind?

**Irma** (ganz einfache Wintertoilette). Aus dem Dorf, lieber Papa. Ich war bei dem armen alten Bela, der die Lungenentzündung hat. Ich musste doch nachsehen, ob ihm mein homöopathisches Mittel geholfen hatte. Denke Dir, Papa, mein Aconit hat Wunder gewirkt! Der alte Mann wird gesund werden!

**Baron** (küsst Irma auf die Stirn). Du liebes, liebes Mädchen! Das ist recht von Dir, dass Du den Arzt, die gute Fee unseres Dorfes spielst. Das thun alle Schlossfräuleins, das ist chic, das ist comme il faut. Aber was ich da heute Morgen gesehen habe . . . (droht Irma mit dem Finger).

**Irma.** Was denn, Papa?

**Baron.** Ich ging an der offenen Küchenthür vorbei, und da habe ich Dich wieder am Herde stehen sehen. Mein liebes Kind, ich habe Dich schon zu wiederholtenmalen flehentlich gebeten, nicht zu kochen. Die grobe Küchenarbeit verdirbt ja total den weißen Teint der Hände. Eine Baronesse muss wohlgepflegte, weiße, zarte Hände haben. Um des Himmels willen nur keine Hände wie eine Köchin! Eine Baronesse mit rothen, geschwollenen Fingern! Fi donc!

**Irma.** Aber, lieber Papa, ich muss mich doch nützlich machen, ich kann doch den ganzen, lieben, langen Tag nicht die Hände in den Schoß legen. Du klagst immer, dass die Resi so schlecht koche und da ich nun Talent und große Lust zum Kochen habe . . .

**Baron.** Ich will lieber schlecht essen als daran schuld sein, dass Du Dir die Hände verdirbst!

**Baronin.** Was Du dem Mädchen da wieder für Dinge vorschwatzest! Ich kann das nicht mehr anhören. (Ab ins Haus.)

**Baron** (zuckt ärgerlich die Achseln).

### 5. Scene.

**Baron, Irma, später István.**

**Baron.** Die gute Mama! Schade, schade, dass sie immer so griesgrämig, so unzufrieden ist. Immer findet sie etwas zu tadeln, zu kritisieren. Nichts kann man ihr recht machen. Das hat sie von ihrer Mutter, meiner „verehrten" Frau Schwiegermama, geerbt. Ein wahres Glück, dass Du nichts davon mitbekommen hast. (Herzlich.) Nein, nein, Du, mein gutes, theueres Kind, bist immer heiter und zufrieden, sanft und geduldig, wie ein Lamm. Engelsgut! (Küsst Irma auf die Stirn.)

**Irma.** Du guter Papa! Nun höre aber auf, mich zu loben, sonst werde ich wirklich noch ganz stolz und hochmüthig.

**Baron** (herzlich). Wenn ich Dich so ansehe, Irma, da wird mir immer ganz weh ums Herz. Andere Mädchen in Deinem Alter, in Deiner Stellung haben Lust und Freude die Hülle und Fülle: Bälle, Theater, Concerte, Gesellschaften, Diners, mehr wie ihnen lieb ist. Dazu

prächtige Toiletten, Schmuck, kurz alles, was nur ihr Herz begehrt. Im Sommer machen sie mit ihren Eltern schöne Reisen, in die eleganten Modebäder, ins Gebirge oder an die See . . . Du armes gutes Kind hast von allen den schönen Dingen nichts, gar nichts und musst hier in diesem elenden, langweiligen Dorf die schönsten Jahre Deines Lebens versauern und vertrauern. Ach! (Wischt sich die Augen, dann gezwungen heiter.) Aber das soll anders werden, Du armes Kind! Bald! Sehr bald!

**Irma.** Du guter Papa, beruhige Dich doch nur. Ich bin ja zufrieden mit dem, was ich hier habe. Ja, ich wäre ganz glücklich und zufrieden, wenn ich nur nicht täglich sehen und hören müsste, dass Du und die liebe Mama Euch so . . . so wenig . . . glücklich fühlt.

**Baron.** Das soll, das muss anders werden, mein Kind. Für Dich ist mir kein Opfer zu groß. Für Dich mache ich sogar einen Fußfall vor meiner „vielgeliebten" Frau Schwiegermama!

**István** (aus dem Hause mit einem Brief und einer Zeitung, welche er dem Baron übergiebt). Belieben Post, freiherrl' Gnad'n. (Ab ins Haus.)

**Baron** (den Brief öffnend). Ah, von meinem Schneider in Wien, dem famosen Schabratzky. Sehr angenehm, sehr angenehm. (Nachdem er gelesen, wüthend.) Ha! Der Elende!

**Irma** (erschrocken). Um des Himmels willen, Papa, was ist denn nur geschehen?

**Baron.** Denke Dir nur, der Schabratzky, dieser Mensch, hat die Unverschämtheit, mir auf meine Bestellung zu erwiedern, er wolle nicht mehr für mich arbeiten, weil ich ihn seit fünf Jahren nicht mehr bezahlt hätte. Das ist wirklich die großartigste Undankbarkeit, die mir je in meinem ganzen Leben noch vorgekommen ist! Ich habe diesen Mann, den Schabratzky, en vogue gebracht, keiner meiner Freunde hat jemals so grandiose Bestellungen bei ihm gemacht wie ich. Mir verdankt er überhaupt seine Ernennung zum Lieferanten des Allerhöchsten Hofes! Der Schändliche! Und dass er gerade jetzt mir das anthun muss, jetzt, wo ich nach längerer Zeit zum erstenmal mich wieder im Club in Pest zeigen werde! Ich habe nur lauter alte, abgetragene Anzüge, denn mehrere Jahre war ich, zu Ehren der Einschränkungsmanie der Mama, so „vernünftig" oder vielmehr so dumm, bei Schabratzky nicht arbeiten zu lassen.

**Irma.** Ärgere Dich doch nicht, Papa. Es gibt ja noch andere Schneider als den Herrn Schabratzky. Strafe den Herrn Hoflieferanten mit stummer Verachtung und lass bei einem anderen arbeiten.

**Baron.** Ja, ja, das wäre alles recht gut und schön, wenn nicht meine Freunde vom Pester Club alle bei dem elenden, aber leider bisher unübertroffenen Schabratzky arbeiten ließen und gewöhnt wären, auch mich von Schabratzky gekleidet zu sehen. Hm, hm, hm! Das ist wirklich eine höchst fatale Geschichte. Wenn ich nur wüsste, was da zu thun ist . . .

**Irma.** Lies einstweilen Deine Zeitung, Papa. Das wird Dich beruhigen, und dann wird Dir schon ein guter Gedanke kommen. Ich muss jetzt ins Haus, ich habe noch zu thun.

**Baron.** Was hast Du zu thun?

**Irma.** Ich muss bügeln, Papa. Du weißt ja, im ganzen Dorf gibt es keine ordentliche Büglerin, und Deine Hemden müssen doch gut gebügelt sein. Ich weiß, Du hältst sehr darauf.

**Baron.** Du gutes Kind. Nun, bügeln magst Du meinetwegen. Bügeln ist doch wenigstens eine etwas elegantere Thätigkeit wie Kochen und ruiniert die Hände nicht. Aber zieh' Dir doch lieber Handschuhe an, recht dicke. Hörst Du?

**Irma** (im Abgehen). Ja, Papa. Ich werde mir ganz dicke Handschuhe anziehen. Ob ich aber damit bügeln kann . . . (Ab ins Haus.)

**Baron.** (ihr nachrufend). Versuche es wenigstens. (Geht ins Glashaus setzt sich und liest die Zeitung.)

(Kleine Pause.)

### 6. Scene.

**Baron, István, dann Baronin, Irma und Resi.**

**István** (stürzt aus dem Hause, in der hocherhobenen Hand ein Telegramm schwingend). Freiherrl' Gnad'n, belieben eine Gramm! eine Gramm!

**Baron** springt erschrocken auf, kommt rasch aus dem Glashause heraus). Tölpel, wie kannst Du mich nur so erschrecken? Was ist denn los?

**István.** Belieben diese solche Gramm. (Gibt dem Baron das Telegramm.)

**Baron** (erregt). Ein Tele . . .

**István** (einfallend). Ja, ja, eine Tele, eine Tele!

**Baron** (nachdem er gelesen, ruft außer sich vor Freude). Hurrah! Hurrah!

**István** (schreit). Eljen! Eljen! (Wirft seinen Hut in die Luft, singt und tanzt Csardas.)

**Baron** (ruft). Gabi! Irma! Gabi! Irma! (Zu István.) Na, was bedeutet denn das?

**István.** Wenn freiherrl' Gnad'n freut sich, István auch froh! Eljen! Eljen! (Wie oben.)

**Baron** (freudig erregt hin- und herlaufend, ruft). Gabi! Irma! Gabi! Irma!

**Irma** (rasch aus dem Hause). Da bin ich, Papa. Was ist denn nur geschehen?

**Baronin** (rasch aus dem Hause). Um des Himmels willen, Arthur, es ist doch kein Unglück passiert?

**Resi** (erscheint in der Hausthür).

**Baron** (mit vor Freude zitternder Stimme). Ein Telegramm . . . aus Rom . . . vom Kammerdiener meines . . . dort vor kurzem . . . verstorbenen Vetters Lothar. (Gibt der Baronin das Telegramm).

**Baronin** (liest, sehr erregt). „Advocat unter Papieren des Verstorbenen Brief gefunden, worin Wunsch ausgesprochen, dass Sie Testamentseröffnung beiwohnen. Kommen Sie sofort nach Rom. Advocat überzeugt, dass Sie — (freudig aufschreiend). Universalerbe!!"

**Irma.** Du Papa, Universalerbe?

**Baronin.** Dass er gerade Dich zum Universalerben eingesetzt hat, wundert mich eigentlich. Du sagtest mir doch, dass Du mit Deinem Vetter schon seit Jahren die Beziehungen ganz abgebrochen hättest . . .

**Baron.** Ja, ja, ich bin auch über diese Nachricht wie aus den Wolken gefallen. Ich habe mich eigentlich nie besonders gut gestanden mit Vetter Lothar, habe ihn von jeher ignoriert. Er hatte stets nur Sinn für Malerei, Musik, lyrische Gedichte und andere brotlose Künste, verkehrte nur mit Malern, Dichtern und Musikanten . . . das konnte natürlich mir, dem eleganten Cavalier und Sportsman nicht convenieren. Und als er nun gar noch die Tochter eines Bildhauers heiratete — glücklicherweise blieb die Ehe kinderlos, und die Frau starb bald — und sich in Rom als Maler etablierte, da war's mit meinen verwandtschaftlichen Sympathien für ihn ganz aus . . . Die einzigste Erklärung, die ich dafür finde, dass er mich zum Universalerben einsetzte, ist die, dass Lothar in seinen letzten Lebensjahren doch wohl sein so wenig standesgemäßes, unaristokratisches Leben bereut haben wird und, um das einigermaßen seiner Familie gegenüber wieder gut zu machen, mich als seinen einzigen näheren Verwandten zum Erben machte. (Sieht nach seiner Uhr.) Alle Wetter! Es ist aber die höchste Zeit, wenn ich heute noch den Abendzug nach Pest erreichen will. István!

**István.** Befehl'n, freiherrl' Gnad'n.

**Baron.** Hol' mir den Zweigenthal.

**István.** Wo Jud' sein?

**Baron.** Im Wirtshaus. Schnell, schnell! Lauf', lauf'!

**István** (durch die Gütertür laufend). István schon lauft, freiherrl' Gnadn. (Ab.)

**Baron.** Resi!

**Resi.** Herr Baron . . .

**Baron.** Schnell die Koffer vom Boden herunter. Auch die der Baronesse.

**Resi** (ab ins Haus).

**Irma** (glücklich). Wie, Papa? Du nimmst mich mit nach Rom?

**Baron.** Gewiss, gewiss, mein Kind. (Zur Baronin, galant). Dich, meine liebe, theuere Frau, fordere ich gar nicht auf, mich auf meiner Romfahrt zu begleiten. Ich weiß, Deine zarte Constitution wäre den Strapazen einer solchen Reise nicht gewachsen.

**Baronin.** Du willst also wirklich Irma mitnehmen?

**Baron.** Natürlich, natürlich! Sieh nur, welches Glück, welche Freude aus ihren Augen strahlt bei dem Gedanken, die ewige Roma sehen zu dürfen. (Halblaut). Außerdem bietet sich ja da eine wunderbare Gelegenheit, das Mädchen unter die Haube zu bringen. So ein italienischer Fürst zum Beispiel, der nebenbei recht reich wäre . . . (reibt sich die Hände). Würde mich gar nicht sträuben, sein Schwiegervater zu werden.

**Baronin** (halblaut). Das bezweifle ich nicht. Ob aber der Fürst sich ebenso entschlösse, Dein Schwiegersohn zu werden . . .

**Baron** (wendet sich ärgerlich, die Achseln zuckend, von ihr ab).

**Irma** (den Baron umarmend). Du lieber, guter, bester Papa! Du kannst Dir gar nicht vorstellen, welche große, große Freude Du mir machst. Italien! Das Wunderland Italien, ach! das war ja immer das Land meiner Sehnsucht, meiner Träume, meiner Wünsche! Weiß Du, Papa, das schöne Buch, das Du mir vor ein paar Jahren schenktest, die italienische Reisebeschreibung, ich habe sie immer und immer wieder

gelesen, so dass ich sie schon beinahe auswendig weiß. Rom kenne ich schon so gut, als ob ich dort gewesen wäre. Ich werde Dich dort herumführen, Papa . . .

**Baronin.** Anstatt zu Schwatzen, solltet Ihr lieber Euere Koffer packen.

**Irma.** Ja, richtig, einpacken! (Rasch gegen das Haus).

**Baron** (ihr nachrufend). Nimm nur recht wenig mit, damit Platz für die neuen Kleider übrig bleibt.

**Irma** (in der Hausthür). Ja, Papa, ja! (Ab.)

**Baronin.** Nun, und Du packst nicht ein?

**Baron.** Ich muss vorher noch mit Zweigenthal conferieren. Die paar Lumpen, die ich von hier mitnehme, sind in fünf Minuten in den Koffer geworfen.

**Baronin** (ärgerlich). Du willst wohl schon wieder Geld vom Juden leihen?

**Baron.** Selbstverständlich. Ohne Geld kann kein Mensch nach Rom reisen.

**Baronin** (geht gegen das Haus). Hoffentlich ist dies das letztemal.

**Baron.** Natürlich, denn in wenigen Tagen bin ich ja ein steinreicher Mann. Und dann bekomme ich auch Schloss Párad wieder. Du sollst einmal sehen, wenn ich nur erst wieder reich bin, dann gibt mir Dein Herr Papa sofort das Schloss zurück.

**Baronin** Das glaube ich schwerlich. (Ab ins Haus).

**Baron** (ihr nachrufend). Meinst Du? Na, dann kaufe ich ihm Schloss Párad ab!'

### 7. Scene.

**Baron, István und Zweigenthal** (kommen gelaufen, durch die Güterthür).

**Zweigenthal** (außer Athem). Unterthänigst guten Tag wünsch' ich, küss' die Hand, Herr Baron. Potz Wunder, bin ich gelaufen!

**Baron.** Das war auch der Mühe wert, Monsieur Zweigenthal. Ich habe Eile, ich reise heute noch mit dem Abendzuge nach Rom. Da lesen Sie. (Gibt Zweigenthal das Telegramm.) István, anspannen!

**István.** Zu Befehl, freiherrl' Gnad'n. Belieben Stute lahm, hinten linke Seiten, und Wallach hinken vorn auf Beine beide seinige.

**Baron.** Alle Wetter! Na, dann nimm die Esel, die laufen schließlich noch ebenso rasch wie die beiden struppierten Gäule.

**István.** Zu Befehl, werd' ich Esel einspannen. (Rasch ab ins Haus.)

**Zweigentheil** (hat inzwischen eine Brille aus der Tasche genommen, aufgesetzt und das Telegramm gelesen). Universalerbe der Herr Baron?

**Baron.** Jawohl, und zwar Universalerbe von mindestens einer Million Gulden.

**Zweigenthal.** Hast Du gesehen, das nenn' ich ein Glück! Nu bekomm' ich aber doch auch meine Percente?

**Baron.** Selbstverständlich. Sobald ich zurückkomme. Aber um zurückzukommen, muss ich vorher doch abreisen, und das kann ich nicht, wenn Sie mir nicht sofort, auf der Stelle, zweitausend Gulden leihen.

**Zweigenthal.** Da der Herr Baron sind Universalerbe, kann ich leihen die zweitausend Gulden österreichischer Währung, aber nur zu

fünfzehn Percent. Ich bin ein coulanter Mann, Herr Baron. Coulant zu sein, ist sozusagen meine Specialität . . .

**Baron** (ungeduldig). Ja, ja, ja! Das haben Sie mir schon tausendmal gesagt! Schaffen Sie mir nur das Geld! Fahren Sie, was Ihre Pferde laufen können, nach Hause . . .

**Zweigenthal** (eine große rothe Brieftasche aus der inneren Brusttasche ziehend). Das ist gar nicht nöthig, Herr Baron, dass ich verruiniere meine Pferde mir. Ich habe da eben gemacht im Wirthshaus ein Geschäftche mit dem reichen Levy Rosenthal, der auf der Durchreise hat passiert Klein-Párad. Zweitausend Gulden bar hat er müssen zahlen. Sie sind in der Brieftasche. (Nimmt aus der Brieftasche ein Blatt Papier und schreibt darauf mit Bleistift.) So, jetzt, Herr Baron, unterschreiben Sie gnädigst das Papierche.

**Baron** (unterschreibt).

**Zweigenthal.** Danke unterthänigst, Euer Hochwohlgeboren. (Nimmt aus der Brusttasche ein Couvert und gibt es dem Baron.) Da sind die zweitausend Gulden österreichischer Währung in Bank- und Staatsnoten. Bitte unterthänigst zu zählen nach.

### 8. Scene.

**Vorige. Irma, dann Baronin, später István und Resi.**

**Irma** (mit Hut und Mantel aus dem Hause). Papa, ich bin schon vollkommen reisefertig.

**Baron** (das Couvert zeigend). Ich auch, mein Kind. (Steckt das Geld ein.)

**Baronin** (aus dem Hause). Wenn du wirklich noch rechtzeitig für den Abendzug die Station erreichen willst, dann ist es die höchste Zeit!

**Baron.** Ich komme schon, meine Liebe.

**István** (aus dem Hause). Belieben, freiherrl' Gnad'n, ich Esel eingespannt.

**Resi** (erscheint in der Hausthür, weint und trocknet ihre Thränen mit der Schürze).

**Baron** (umarmt die weinende Baronin). Nun denn, so lebe wohl, meine gute, theuere Gabi! Als reicher Mann kehr' ich zurück! . . . Leben Sie wohl, Herr Zweigenthal. Wenn ich aus Rom zurückkehre, dann spreche ich nur noch Italienisch mit Ihnen. Addio, carissimo mio! A reviderci, Signor Zweigentalini! (Geht gegen das Haus, gefolgt von der Baronin, Irma und Zweigenthal.)

**Zweigenthal.** Unterthänigst glückliche Reise wünsch' ich, küss' die Hand, Herr Baron!

**István** (wirft seinen Hut in die Luft und schreit). Eljen! Eljen! (Singt und tanzt Csardas, den anderen folgend.)

(Der Vorhang fällt.)

---

Für die Redaction verantwortlich: Franz Grünanger.
K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.

